Geschichte

des

Freistaats von St. Domingo,
(Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Erstes Bändchen.

(– Drittes)

> Gerechtigkeit, Energie, Achtung für die Sitten und die daraus herfließenden Gesetze — das sind die Elemente der echten Freiheit.
>
> K. v. Bonstetten.

Dresden

P. G. Hilscherſche Buchhandlung.

1826. /27

Wb 43/1239

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorwort.

Auch bei diesem Theile der historischen Taschenbibliothek hat der Verf. aus Achtung für das Publikum sowohl, als für die Sache selbst, sich nicht darauf beschränken mögen, seiner Arbeit eine französische, wie sie Raban in seinem Resumé de St. Domingue geliefert, zu Grunde zu legen; nicht einmal dessen chronologische Anordnung konnte hier befolgt werden, wollte man anders der Willkührlichkeit ihrer Abschnitte aus dem Wege gehen.

Unter den, bei dieser Geschichte St. Domingo's benutzten Quellen verdienen besonderer Erwähnung „die Geschichte St. Domingo's von Rainsford", der zwar den Engländer nicht verläugnen kann, oft ins Einseitige ausartet, und insbesondere den Verdiensten Toussaints, dem Niemand den Namen eines Wiederherstellers versagen wird, auf eine ausschweifende Weise huldigt: nichts desto weniger aber als Augenzeuge und fleißiger Forscher, für die Geographie der Insel und einzelne Thatsachen, von großer Wichtigkeit ist.

Das gründlichste und vollständigste Werk über die Geschichte St. Domingo's ist unstreitig die „Histoire politique et statistique de l'ile d'Hayti, St. Domingue, écrite sur des do-

finden in den weitern und engern fruchtbarern Thälern, die ein ewiger Frühling bewohnt, das schönste Gegenbild. Zahlreiche Flüsse bewässern das Land; sie schwellen durch anhaltende Regen bis zu Strömen an. Man wandelt an mehrern Gegenden auf Vulcanen, deren Feuerstätten bis unter das Meer hinab gehen; sie bringen von Zeit zu Zeit unter dampfbrüllenden Donnern Erdbeben hervor, die manchmal plötzlich Abgründe aufreißen, und die Sitze der Bevölkerung in wenigen Augenblicken verschlingen. Lachende Buchten, kleine Inseln, bequeme Häfen schmücken die unabsehliche Küste. Im Norden derselben liegt die Schildkröteninsel (la Tortue), im Westen Gonave, im Osten Saona; nur die erste ist bewohnt, sie war früher ein Hauptsitz der Schleichhändler. Ueberall entfaltet die Natur die Verschwendung und Pracht, wodurch sie sich unter den tropischen Himmelsstrichen auszeichnet. Die warme und duftende Luft brütet Leidenschaften aus, die mit der Hitze der Atmosphäre wetteifern. Columbus, der Entdecker dieser Insel, meinte in ihr das Paradies aufgefunden zu haben. „In diesen Thälern voll Wonne," sagt der begeisterte Ragnal *), „genießt man alle Reize des Frühlings, ohne die Kälte des Winters, oder die Hitze des Sommers fürchten zu müssen. Es herrschen in derselben nur zwei Jahreszeiten und eine ist schöner als die andere. Der Boden, stets mit Früchten beladen und mit Blumen bedeckt,

*) Geschichte der Europäer in Ost- und Westindien.

verwirklicht jedes dichterische Gemälde, so reizend und so anziehend auch dessen Farben seyn mögen. Wohin wir auch den Blick wenden, so werden wir von den mannigfaltigsten Gegenständen im Glanze des klarsten Sonnenlichtes angezogen."

Wie natürlich aber auch diese Ausbrüche der Phantasie auf einem Boden seyn mögen, der mit Recht für den Garten Westindiens gilt; so darf man darüber nicht jene klimatischen Verschiedenheiten vergessen, welche durch die Nähe des Meeres, die Regenzeit, die Winde und die Höhe der Gebirge nothwendig bedingt werden; ein so buntfarbiges Land, wie St. Domingo, kann den Charakter der Abwechslung auch in den Beschaffenheiten der Temperatur nicht völlig verläugnen. Die Wahrheit der Beschreibung verlangt deshalb noch folgende nähere Bestimmungen.

Das Klima ist überhaupt warm und feucht, ändert sich aber nach örtlichen Einflüssen dergestalt, daß das Thermometer auf den höchsten Gebirgspunkten nicht viel über siebzehn Grad steigt, während es in den Ebenen mehr als den fünf und zwanzigsten Grad erreicht. Die Sonnenhitze wird oft von den periodischen Landwinden gemäßigt. In den höchsten Gegenden des innern Landes muß man sogar oft zum Feuer seine Zuflucht nehmen. Die stärksten Regengüsse fallen im Mai und Junius. Es fehlt zwar nicht an Stürmen, doch sind sie auf St. Domingo nicht so häufig, als in den übrigen Antillen. Die Land- und Seewinde bringen oft im Norden und Süden völlig entgegengesetzte Wirkungen hervor, indem sie dort mit

Heftigkeit einherbrausen, und hier mit sanftem Hauche schmeicheln. Werden sie auf ihrem Zuge in den Ebenen gehemmt, so erstickt man daselbst fast unter dem Feuer der heißen Zone, während man auf den Bergen Gesundheit und Erquickung einathmet. So weit treibt die Natur ihr freies gleichzeitiges Spiel mit der Mischung der Jahreszeiten. Die umspringenden Abwechselungen der Trockenheit und Feuchtigkeit begünstigen das Gedeihen der Früchte und Blumen, bedrohen aber zugleich mit ihren lebensgefährlichen Einwirkungen die europäischen Ankömmlinge, die zum ersten Male mit diesen reizenden Fluren Bekanntschaft machen.

Die mannigfaltigen Schicksale des Landes drücken sich theilweise sehr sprechend auch in dem Anbau desselben aus; derjenige Theil, der ehemals den Franzosen gehörte, obgleich von der Natur weniger begünstigt, verdankt der sorgsamen Thätigkeit seiner frühern Besitzer eben so nützliche als geschmackvolle Verschönerungen. Die französischen Kolonisten suchten ganz gegen die Sitte ihrer trägen spanischen Nachbarn das Land bis in die Nähe der Berggipfel zu benutzen. Von dort blickten die Zuckerfelder wie dichte Waldungen herab, und lohnten so neben einem reichen Ertrage auch noch durch die Pracht eines zauberischen Eindrucks. Derselbe Geist einer wohlthätigen Regsamkeit legte Heerstraßen an, und wachte über die Erhaltung derselben. Zu dem Ende wurden verhältnißmäßige festgesetzte Beiträge erhoben, und zahlreiche Sclaven verwendet, die man wohl

nirgends unschuldiger und zweckmäßiger beschäftigen konnte. Zwischen den verschiedenen Feldern liefen Hecken von Citronenbäumen zur Bezeichnung der Gränze hin. Diese Bemühungen des Fleißes haben sich in den glücklichsten Folgen bewährt und fortgepflanzt; sie sind für die Eingebornen später ein Muster der Nachahmung geworden, so daß es hier ins hellste Licht tritt, wie viel selbst der Segen und der Reiz der Natur noch durch die wohlgeordnete Anstrengnng des Menschen gewinnen kann. Diese Art, die Geographie eines Landes zu vervollkommnen, ist ohne Zweifel die würdigste; sie verewigt unter stillen sichtbaren Zeichen die Namen der Urheber, und verbindet durch die Quelle eines ununterbrochenen Genusses weit entfernte Geschlechter.

Der südöstliche Theil der Insel, den sonst die Spanier inne hatten, ist vorzugsweise ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur; sie hat sich hier, wie es scheint, in den herrlichsten und kühnsten Contrasten erschöpfen wollen, aber ihr erhabenes Unternehmen scheiterte an der Unermeßlichkeit ihrer Schätze und Kräfte. Die Nordostküste steht an Fruchtbarkeit gegen die übrigen Theile der Insel zurück; sie neigt sich von mehreren Seiten zum Oeden, erhöht aber dadurch die Mannigfaltigkeit romantischer Eindrücke. Bedenkt man nun noch das besondere Interesse, welches so viele Gegenden und einzelne Punkte durch den großen siegreichen Freiheitskampf erhalten haben, und wodurch Natur und Geschichte auf's innigste in einander verwachsen sind; so nimmt dieses merkwürdige Land als Sitz eines mündig

gewordenen Volks und als Wiege einer jungen politischen Selbstständigkeit in den Jahrbüchern der fortschreitenden Menschheit eine Stelle ein, die es mit den edelsten Erinnerungen aus dem klassischen Alterthum in Berührung setzt; denn der lebendige Geist allein ist das wahre Band aller tiefern Vereinigung.

Die Bergkette Cibao fängt bei dem Cap St. Nicolas an, streicht gegen Süden mitten über die Insel hin, und endet bei dem Cap Espada. Drei ihrer Gipfel, ungefähr im Mittelpunkt ihres Umfanges, sollen in einer Höhe von etwa tausend Toisen die Meeresfläche überragen. Ein Theil der fortlaufenden Hauptgebirge erstreckt sich gegen Westen und läuft in das Cap St. Mark aus. Eine andere Reihe im Nordwesten nimmt von der Bucht Monte=Christ ihren Namen und Ursprung und bricht bei der Bucht Samana ab. In den östlichen Gegenden breiten sich viele natürliche Wiesen (Savanen) aus, zur Pflege der Pferde und des Hornviehes. Diese Savanen haben ostwärts von St. Domingo eine Länge von 26 Meilen und eine Breite von 6 bis 8 Meilen. Der Boden ist im Allgemeinen gut bewässert und sehr fruchtbar. Die Ebenen vermögen für sich allein an Zucker und andern gesuchten Nahrungsmitteln mehr hervorzubringen, als alle englische Besitzungen in Westindien.

In dem äußersten nordwestlichen Ausbug der Insel liegt das Cap St. Nicolas, gegen Nordosten das alte Cap français, im Südosten das Cap Eugano und im Südwesten das Cap Tiburon. Auf

der östlichen Seite zwischen dem alten Cap français und dem Cap Eugano springen am meisten vor das Cap Cabron, Samana und Raphael. Auf der Mittagsseite ist das Cap Espada, etwas südwestlich vom Cap Eugano, das Cap Mangon, der südlichste Punkt der Insel, die Landspitze Abacou, etwas südöstlich vom Cap Tiburon. Auf der Westküste breitet sich das Cap Dame-Marie aus, etwas nördlich von dem Vorgebirge Tiburon und St. Marc, ungefähr unter dem sechszehnten Grade nördlicher Breite. Die Landspitze Isabelle auf der Nordküste ist derjenige Theil der Insel, der am weitesten gegen Norden vorgeht.

Die Bucht Samana liegt im äußersten Osten, gegen Norden zwischen dem Cap Sumana und gegen Süden zwischen dem Cap Raphael; sie ist zwanzig Meilen lang und ungefähr fünf breit. Die größte Bucht, welche die Gestalt eines Dreiecks hat und die schottische heißt, zieht sich nördlich von der Bucht Samana hin, zwischen dem Cap Cabron und dem alten Cap français. Der Meerbusen von Gonave dringt tief ins Land hinein, und dehnt sich im äußersten Osten der Insel südlich zwischen dem Cap Dame-Marie und nördlich zwischen dem Cap St. Niclas aus. Diese Vorgebirge stehen nicht unter vierzig Meilen von einander ab. Die Länge der Bucht beträgt funfzig. Im tiefsten Einbuge derselben ist die wichtige Bucht von Port au Prince.

Der Fluß Yuna durchläuft siebzig Meilen in dem schönen und fruchtbaren Thale von Vega-Real, seine Richtung ist Ostsüdost, er ergießt sich in die

Bucht von Samana und ist dreizehn Meilen schiffbar. Die Mont-Christ oder der Yaqui entspringt in der Nähe der Yuna, durchläuft mit ihr in westnordwestlicher Richtung ungefähr eine eben so lange Strecke und fällt in die Bucht von Mancenille. Die Ozama hat eine südöstliche Richtung und vereinigt sich etwas unter der Stadt St. Domingo mit dem Meere; sie ist ungefähr dreißig Meilen schiffbar und setzt eine große Wassermasse ab. Die Neybe, einer der größten Flüsse, nimmt ihren Lauf von Osten nach Süden und leert sich in die Bucht von Occoa aus, nordöstlich vom Cap Mangon. Der Artibonite entspringt ungefähr in der Mitte der Insel, fließt nach Westen in den Meerbusen von Gonave, etwas nördlich vom Cap St. Marc.

Die Stadt Cap Henry, welche sonst Cap français hieß, liegt auf der Nordküste, ungefähr dreißig Meilen östlich von dem Mole St. Niclas, auf einem Vorgebirge, begränzt von einer Ebene, die sich an den Höhen des Cap bricht. Diese Höhen, welche die Ebene zusammendrücken, verbinden sich mit den nördlichen Gebirgen, die nach Fort Picolet hinlaufen. Das letztere liegt am Rande des Felsen und vertheidigt die Einfahrt in die Rhede. Die Stadt ist durch ihre Lage, abgesehen von der geräumigen Bucht, nicht vorzüglich begünstigt; sie zeichnet sich aber durch ihre wohlgefällige Bauart dergestalt aus, daß sie in dieser Hinsicht nicht so gar weit hinter den schönsten europäischen Städten zurücksteht, und die Zeit vielleicht nicht mehr fern ist, wo sie mit denselben wetteifern darf.

Schon im Jahre 1799 zählte sie mehr als dreißig gerade Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden. Die großen Fortschritte, welche die gesellschaftliche Bildung seitdem gemacht hat, sind gewiß nicht ohne Einfluß auf den öffentlichen Geschmack geblieben. Vor der Revolution war Cap français unter den französischen Städten die bedeutendste; sie zählte 8 bis 900 Häuser aus Bruch- oder Backsteinen, 8000 Einwohner und 12,000 Sclaven.

Port au Prince im Innern der großen Bucht auf der Westküste der Insel, war sonst die Hauptstadt der französischen Niederlassung und der Sitz der Regierung, die jedoch in Kriegszeiten nach Cap français verlegt wurde. Es ist unbegreiflich, wie und warum gerade dieser Punkt, der so geringe Mittel zum Widerstand darbietet, zu einem solchen Range hat emporsteigen können. Der Hafen der Stadt ist vortrefflich, übrigens liegt sie in einer niedrigen, morastigen und ungesunden Gegend. Nordwestlich dehnt sich die schöne Ebene des Cul de Sac aus, mit zahlreichen Zuckerpflanzungen, die fast 30 bis 40 Meilen lang und gegen 9 breit sind; auf den Gebirgen hinter derselben wird Kaffee gebaut. Das furchtbare Erdbeben von 1770 zerstörte einen großen Theil der Stadt; bald darauf traten schönere Wohnungen an die Stelle der alten. So gleichen sich die Uebel der Natur durch Hülfe der menschlichen Thätigkeit immer wieder auf gewisse Weise aus. Im Jahre 1791 erfolgte ein neues Unglück, eine Feuersbrunst; sie ließ nicht viel mehr als einen Aschenhaufen übrig. Die Stadt

hat zwei Häfen, den einige kleine nicht zu vertheidigende Inseln bilden. Vom Lande ist Port au Prince auf allen Seiten zugänglich. Eine lange Heerstraße (40 Meilen) läuft von hier bis an das Dorf Sale Trou.

Santo Domingo, die Hauptstadt des ehemaligen spanischen Antheils, an der Mündung der Ozama, blühte sonst, ist aber jetzt in Verfall. Die Cathedrale ist ein edles Werk der gothischen Baukunst, in welcher die Asche des Columbus bis zum Baseler Frieden beigesetzt blieb, worauf man sie nach Havanna brachte. Der Hafen ist geräumig, aber unsicher. Die Bevölkerung beträgt etwa 12,000 Seelen.

Die Stadt St. Nicolas oder der Mole von St. Nicolas im nordwestlichen Theile der Insel, 6 Meilen östlich von dem gleichnamigen Cap, in einer fruchtbaren Gegend, ist der Schlüssel zu den Gewässern unter dem Winde, da sie dem Hafen Maisi auf Cuba gerade gegenüber liegt. Der Hafen ist geräumig und vollkommen sicher, geschützt durch die im Nordwesten gelegene Halbinsel; nicht minder hat ihn die Kunst in Vertheidigungsstand gesetzt, so daß er in Kriegszeiten einen der wichtigsten Punkte bildet. Drei Gebirge hinter der Stadt, die in das Cap auslaufen, erhöhen den furchtbaren Anblick des Platzes. Die Franzosen erklärten den Hafen während ihrer Herrschaft für frei; theils um den Nachtheilen der unfruchtbaren Gegend vorzubeugen, theils um Anbauer herbei zu locken.

Fort Dauphin, östlich vom Cap, mit dem es durch eine vortreffliche Heerstraße in Verbindung

steht, war sonst die letzte Stadt an der französischen Ostgränze. Das Fort liegt nördlich auf einer kleinen Halbinsel und gränzt südlich an eine fruchtbare und weitläufige Ebene. Die gewonnenen Producte werden größtentheils nach Cap Henry abgeführt.

Der Friedenshafen (Port de paix), östlich vom Cap Henry, hat eine besonders günstige Lage; er war die erste Niederlassung der Seeräuber, die unter dem Namen der Boucaniers so berüchtigt geworden sind. Trotz der Nähe eines Sumpfes gegen Nordosten ist der Hafen gesund. Die Einwohner betreiben den Ackerbau mit Fleiß und Erfolg, sie haben auch Wasserleitungen angelegt. Es wurde sonst von hier aus mit den Amerikanern ein sehr lebhafter Schleichhandel unterhalten.

St. Mark, im Innersten der gleichnamigen Bucht, fällt mit seinen Gebäuden von Quadern angenehm ins Auge; dieses Material findet sich in keiner andern Gegend der Insel. Die Stadt ist nicht groß, treibt aber einen lebhaften Handel, besonders mit den Producten, die zwischen ihr und St. Nicolas gewonnen werden. Die umliegende flache Gegend leidet einen sehr empfindlichen Wassermangel, man hat ihn durch künstliche Leitungen zu heben gesucht, die aber den gegenseitigen Verkehr kostspielig machen und der Betriebsamkeit Hindernisse in den Weg stellen.

Leogane, 30 Meilen südwestlich von Port au Prince, in einem herrlichen Thale, eine halbe Meile vom Meere, ist nicht übel gebaut, war sonst ein bedeutender Handelsplatz, und vor Port au Prince der Sitz der französischen Regierung; die

Stadt liegt auf einem haltbaren Punkte, in der Nähe mehrerer Flüsse *).

Monte-Christ auf der Nordküste, über dem gleichnamigen Cap, diente sonst den Schleichhändlern als Zufluchtsort.

Les Cayes, etwas nördlich von der Landspitze Abacou, steht, so zu sagen, auf einem Moraste; die außerordentliche Fruchtbarkeit der Gegend hat aber von jeher Pflanzer herbeigelockt. Das Ankern ist hier mit Schwierigkeit und Gefahren verbunden.

Die Kuhinsel (la vache), etwas östlich von Les Cayes, war ehedem ein berühmter Schlupfwinkel der Seeräuber, von wo aus sie ihre Jagd auf die Spanier unternahmen.

Jacmel oder Jaquemel zählte selbst in seinem höchsten Flor nicht hundert Häuser; der Boden ist nicht fruchtbar und wird von den benachbarten Anhöhen zu sehr überschattet.

St. Louis, an sich ein armer Ort, der sich künstlich mit Wasser versorgen muß; Bainet, etwas westlich von Jacmel, so wie Nipes und Miragoane auf der entgegengesetzten Küste, können nur durch besondere Zeitumstände, etwa im Laufe eines Kriegs, einige Wichtigkeit erlangen und behaupten. Noch einige andere Orte werden dem Namen nach bei der nähern Eintheilung des Landes genannt werden.

Zucker, Kaffee, Indigo, Kakao, Baumwolle, kostbare Farbe- und Meublehölzer sind die Hauptproducte des haytischen Bodens.

---

*) Die genannten Städte folgen einander so viel als möglich nach dem Range ihrer Wichtigkeit.

Der Zucker wurde im Jahre 1506 auf die Insel verpflanzt, von Peter d'Atença, der von den canarischen Inseln das erste Zuckerrohr nach den Antillen brachte. Man kann die steigende unglaubliche Ausbreitung dieses Products ermessen aus dem folgenden Ausfuhrverzeichniß:

Im Jahre	1720	weißer	Zucker	1,400,000 Pfd.
= =	=	roher	=	21,000,000 —
= =	1767	weißer	=	51,562,013 —
= =	=	roher	=	72,718,781 —
= =	1774	weißer	=	59,100,000 —
= =	=	roher	=	88,408,000 —
= =	1776	weißer	=	61,000,070 —
= =	=	roher	=	92,080,417 —
= =	1791	weißer	=	70,227,708 —
= =	=	roher	=	93,177,512 —
= =	1801	weißer	=	8,016,540 —
= =	=	roher	=	18,517,372 —

Im Jahre 1791 schätzte man das an Land, Gebäuden, Geräthschaften und Negern auf die Erzeugung und Bewahrung des weißen Zuckers verwendete Capital auf 33,730,000 Franken, und für den rohen Zucker dieselben Gegenstände auf 21,380,000 Franken. Der Anbau des Zuckers hat in den letzten zwanzig Jahren beträchtlich abgenommen.

Der Rum, der aus den Ueberbleibseln des Zuckerrohrs bereitet wird, ist hier mit einzurechnen. Im Jahre 1767 führte man für 700,000, 1774 für 720,000, 1776 für eine gleiche Summe, 1789 für 3,800,000 Franken aus. Die Syrupe kommen hierbei noch in Anschlag, und zwar für das Jahr 1767 mit 1,500,000, 1774 mit 1,914,000, 1776

mit 1,848,040, 1791 mit 3,542,220, 1801 mit 99,419 Franken.

Der Kaffee, ursprünglich ein arabisches Gewächs und gegen 1690 von den Holländern auf die Insel Java verpflanzt, wurde unter dem Himmel der Antillen nur erst nach 1730 angebaut. Der Fähndrich des Schiffes Declieux, der später in der französischen Marine zu einem hohen Range empor stieg, brachte in dem genannten Jahre eine Kaffeestaude nach Martinique, die sich so reißend schnell vervielfältigte, daß bald darauf alle Inseln des Archipels unermeßliche Producte aus dem Anbau dieses Gesträuchs zogen. Hier folgen einige Belege über die Ausfuhr des Kaffee's aus den französischen Besitzungen der Insel, nach den verschiedenen Zeiträumen.

Im Jahre	1755	. . .	6,941,258	Pfd.
" "	1767	. . .	15,607,222	—
" "	1774	. . .	29,008,890	—
" "	1776	. . .	32,109,000	—
" "	1791	. . .	68,151,180	—
" "	1801	. . .	29,501,450	—
" "	1805	. . .	30,870,111	—
" "	1824	runde Zahl	30,000,000	—

1791 schätzte man das auf den Anbau des Kaffee's verwendete Capital auf 46,000,000 Franken.

Der Anbau des Indigo's fing auf St. Domingo im siebzehnten Jahrhundert an. 1694 versicherte Ducasse dem Könige von Frankreich, daß der erzeugte Indigo hinreichen würde, nicht allein ganz Frankreich, sondern auch die benachbarten Länder zu versorgen.

Die Ausfuhr betrug:

Im Jahre	1753	. .	1,690,545	Pfd.
: :	1763	. .	1,880,121	—
: :	1767	. .	2,070,040	—
: :	1774	. .	1,891,000	—
: :	1776	. .	1,895,700	—
: :	1791	. .	0,930,016	—
: :	1801	. .	0,000,000	—

1776 schätzte man das Capital, welches die Indigofabriken kosteten, auf 63,000,000 Franken.

Die Baumwolle, die aus Amerika stammt und auf den lucayischen Inseln entdeckt wurde, half den Triumph des Columbus bei seiner ersten Rückkehr nach Europa schmücken.

1684 gaben die Einwohner von St. Domingo den Bau der Baumwolle auf, wegen der Arbeit und Zeit, welche das Spinnen des Fadens kostet; alle Baumwollpflanzungen wurden ausgerissen. Später legte man sich von Neuem auf den Anbau dieses Gewächses. Die Ausfuhr betrug:

Im Jahre	1753	. .	1,393,646	Pfd.
: :	1767	. .	2,530,740	—
: :	1774	. .	3,500,400	—
: :	1776	. .	3,680,011	—
: :	1791	. .	6,286,126	—
: :	1801	. .	2,170,440	—
: :	1824	(runde Zahl)	3,500,000	—

1791 schätzte man das im Bau der Baumwolle angelegte Kapital auf 21,150,000 Franken.

Die Kakaobohne stammt von der Insel de los Guanajos, nicht weit vom Honduras cap; sie wurde 1504 von Kolumbus entdeckt. Die ersten Kakao-

bäume pflanzte Dogeron 1665 auf St. Domingo; zehn Jahre später waren sie alle zu Grunde gegangen; man versuchte es 1737 mit einigen neuen Anlagen und führte aus:

Im Jahre	1767	. .	150,000	Pfd.
= =	1775	. .	157,000	—
= =	1801	. .	540,048	—

Kostbare Hölzer sind auf St. Domingo in Ueberfluß vorhanden, noch lange werden die dichten Waldungen der Insel jedem Verbrauch trotzen. Der größte Theil dieser Hölzer wird im Lande selbst benutzt. Die Ausfuhr betrug:

Im Jahre	1764	.	14,620	livres tournois.
= =	1774	.	19,680	= =
= =	1776	.	40,000	= =
= =	1801		6,773,951	= =

In eben demselben Jahre warf der Gewinn vom Gayakbaum eine Summe von 75,519 Franken ab.

Zu den Erzeugnissen des Bodens sind auch noch die zahlreichen, verschiedenartigen Heerden zu rechnen, die in den Savanen (Grasungen) weiden. Die Menge derselben stieg:

Im Jahre 1789 auf 37,782 Pferde, 48,823 Maulthiere, auf 247,612 Stück Hornvieh und Schweine.

1780 waren im spanischen Antheile der Insel 200,000 Stück Hornvieh; in den französischen Besitzungen fanden sich im Jahre 1800 nicht gegen 100,000 Stück.

Im Jahre 1789 waren in dem französischen Theile der Insel 793 Zuckerraffinerien, 789 Baumwoll-, 3117 Kaffeepflanzungen, 182 Rumfabriken,

26 Ziegelbrennereien, 8 Gerbereien, 370 Kalköfen, 29 Topfbrennöfen, 54 Kakaofabriken, 520 Wassermühlen, 1639 Roßmühlen.

Der Anbau des Landes betrug damals 666 Quadratmeilen, jede zu 2000 Toisen, auf einer Oberfläche von 1455 Quadratmeilen. Die Heerstraßen, Städte, Flecken, Wälder, Flüsse, und die unangebauten Gegenden machten also etwas mehr als die Hälfte des gesammten Landes aus. Anbau und Erhaltung sind gegenwärtig mehr getheilt als zu jener Zeit; beide haben indessen beträchtlich abgenommen. Dieses erst neuerlich aufgeblühte Volk begreift noch nicht, daß der Reichthum an Erzeugnissen die erste Kraft eines Staates ist; man muß jedoch die Verschiedenheit der dortigen Verhältnisse und vielleicht auch die Nachwehen des hartnäckigen Freiheitkampfes mit in Anschlag bringen.

Die Bevölkerung belief sich nach einer zuverlässigen Schätzung im Jahre 1789 auf 30,826 Weiße, 27,548 Mulatten nebst freien Schwarzen, und auf 465,429 Sclaven, zusammen 523,803.

Im Jahre 1785 betrug die Bevölkerung des spanischen Gebiets 122,640 freie Menschen und 30,000 Sclaven, zusammen 152,640, und mit Inbegriff der ersten Totalsumme für das ganze Land 676,443.

Alexander von Humboldt giebt die gesammte Bevölkerung von Hayti für das Jahr 1802 folgendermaßen an:

Landbauende	290,000.
Dienstboten, Tagelöhner u. Matrosen	97,000.
Sclaven	37,300.
zusammen	375,000.

Eine neuere Schätzung berechnet die gegenwärtige Bevölkerung auf 30,000 Weiße, und 790,000 Schwarze und Mulatten, zusammen auf 820,000; davon bewohnen 124,000 den ehemaligen spanischen Antheil, und 696,000 die sonstigen Besitzungen der Franzosen.

Eine Bekanntmachung der haytischen Regierung von dem Jahre 1824 tritt mit noch größern Zahlen auf, sie bestimmt die Masse der Einwohner folgendermaßen:

Im ehemaligen spanischen Gebiete .	61,468.
Unter der frühern Herrschaft Christophs	367,721.
In der von Pétion gegründeten Republik	506,146.
zusammen	935,335.

Die drei Gebiete bilden gegenwärtig nur einen einzigen Staat. Eine vergleichende Berechnung zeigt, daß der Theil, der ehedem von Pétion regiert wurde, und nicht mehr als ein Sechstel des ganzen Flächenraums begriff, für sich allein mehr als die Hälfte der gesammten Bevölkerung ausmachte.

Die öffentliche Angabe der haytischen Regierung, sowie die Schätzung Humboldts, ist wohl etwas übertrieben, wenn man damit die Bestimmungen zusammenhält, die seit der Entsagungsakte Frankreichs vom 17. April auf besondern Wegen zur nähern Kenntniß gekommen sind. Sie setzen die Bevölkerung von Hayti höchstens auf 700,000 Einwohner an, und theilen sie also ein:

Schwarze	605,500.
Leute von allen Klassen . . .	84,000.

Weiße, im Genuß des Bürgerrechts	000,500.
Ansässige Fremde	10,000.

Oeffentlichen Berichten zufolge beträgt die Landmacht der Republik Hayti im wirklichen Dienst 45,000 Mann; zuverlässige Mittheilungen berechtigen aber zu der Versicherung, daß diese Zahl durch die große Menge der Ausreißer seit Christophs Tode bis unter 30,000 Mann herabgesunken ist; auch sind in der letzten Zeit nie mehr als 26 bis 27,000 Mann wirklich unter den Waffen vereinigt gewesen.

Die Nationalgarde, welche die Controllen auf 113,000 Mann steigern, zählt nicht viel mehr als 15,000 bewaffnete, zum Dienst fertige Milizen.

Die bewaffnete Seemacht von Hayti will wenig oder nichts sagen. Der Staat kann nur etwa über 500 Seeleute verfügen und besitzt zur Bewachung der Küsten nicht mehr als sechs Goeletten, die mehr dazu taugen, die Douanenlinien und die Seepolizei aufrecht zu erhalten, als die äußere Sicherheit des Landes, welches seine Vertheidigungsmittel und Selbstständigkeit auf andere und stärkere Stützen baut.

Der Gesammtwerth der Producte des vormaligen französischen St. Domingo betrug schätzungsweise:

Im Jahre 1767	.	75,000,000	Franken.
: : 1774	.	82,000,000	—
: : 1776	.	95,148,500	—
: : 1789	.	175,990,000	—
: : 1801	.	65,352,039	—

Im Jahre 1823 stieg der Werth der Ausfuhr nach den vereinigten Staaten auf 16,500,000 Franken und nach England auf 12,000,000; in demselben Jahre erhielt allein die Stadt le Havre von der Insel:

		Kilogrammes.
An Zucker	. . .	0,022,986.
„ Kaffee	. . .	2,161,339.
„ Baumwolle	. .	0,055,677.
„	. .	0,060,150.
„ Farbeholz	. .	102,178.
„ Ebenholz	. .	0,085,996.
„ Wachs	. . .	000,740.
„ Kupfer	. . .	001,314.

Unter der alten Regierung wurden die Abgaben lange Zeit hindurch von den Negern, den Lebensmitteln und den Häusern in den Städten erhoben; aber sowohl in den Pflanzorten als in dem Mutterlande selbst war die Vertheilung der Abgaben vielen vorher bestimmten Ausnahmen unterworfen. Der Boden selbst war nicht mit Taxen belegt, die Abgabe betrug ungefähr von den Gegenständen, auf welche sie sich anwenden ließ, den zehnten Theil des Ertrages.

Man erhebt gegenwärtig eine Grundsteuer an Abgaben von den Häusern, eine Gebühr für den Stempel und die Patente. Diese verschiedenen Auflagen, verbunden mit den Einkünften aus den Domänen des Staats, geben eine runde Summe von 20,000,000 Franken. Aus den Zöllen fließt die runde Summe von 17,000,000, zusammen 37,000,000 Franken.

Zur Zeit der französischen Regierung waren die ihr gehörigen Kolonien in drei Provinzen getheilt, in die nördliche, westliche und südliche. Die Provinzen verwandelten sich beim Anfange der Revolution in eben so viele gleichnamige Departements. Sie zerfielen in zwölf Hauptgerichtsdistricte. Diese waren für den Norden: das Cap, Fort Dauphin, Port-de-Paix, (Friedenshafen), und der Mole von St. Nicolas; für den Westen Port au Prince, Léogane, St. Marc und klein Goave; für den Norden Jérémie, les Cayes, Cap Tiburon und St. Louis.

Der Hauptgerichtsdistrict des Cap begriff in sich: das Cap selbst, la Plaine du Nord, l'Acul, Limonade, Sainte-Suzanne, le Morin, la grande-Rivière, le Dondon, Marmelade, le Limbé, le Port-Margot, Plaisance und le Borgne: 13 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsdistrict von Fort Dauphin befaßte: Fort Dauphin selbst, Ouanaminthe, Vallière, le Terrier-Rouge und le Trou: 5 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsdistrict von Port-de-Paix: Port-de-Paix, klein Saint Louis, Jean Rabel und le Gros-Morne: 4 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsdistrict von Mole St. Nicolas: le Mole und Bombarde: 2 Kirchspiele.

Zusammen vier und zwanzig Kirchspiele für die Provinz des Nordens. Der Hauptgerichtsbezirk von Port au Prince enthielt: Port au Prince, la Croix-des-Bouquets, Arcahaye und Mirebalais: 4 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsbezirk von Leogane: das einzige Kirchspiel dieses Namens.

Der Hauptgerichtsbezirk von St. Marc: St. Marc, la Petite Rivière, les Gonaïves: 4 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsbezirk von klein Goave: klein Goave, groß Goave, Baynet, Jacmel und les Cayes-Jacmel: 5 Kirchspiele.

Zusammen vierzehn Kirchspiele für die westliche Provinz.

Der Hauptbezirk von Jérémie: Jérémie und das Cap Dame-Marie: 2 Kirchspiele.

Der Hauptbezirk von Cayes: les Cayes und Torbeck: 2 Kirchspiele.

Der Hauptbezirk vom Cap Tiburon: Cap Tiburon und les Coteaux: 2 Kirchspiele.

Der Hauptbezirk von St. Louis: St. Louis, l'Anse-Veau, le Fond Cavaillon und Acquin: 5 Kirchspiele.

Zusammen 11 Kirchspiele für die südliche Provinz:

Kirchspiele im Norden . .	24.
" " " Westen . .	14.
" " " Süden . .	11.
zusammen	49.

Das spanische Gebiet war unter der vorigen Regierung in Municipalitäten getheilt. Es ist weniger bekannt als der übrige Flächenraum der Insel.

Wenn man sich von den ehemaligen französischen Besitzungen durch die Provinz des Südens wendet, so stößt man auf die Bergreihen von Bahoruco, die jetzt noch unbebaut und unbewohnt sind, aber

alle Nahrungsmittel der Antillen im höchsten Ueberfluß hervorzubringen vermögen. Nach einer ungefähren Schätzung könnten allein diese Bergreihen wenigstens 200 Wohnungen aufnehmen.

Weiter gegen Osten, in geringer Entfernung vom Meere, trifft man die Neybe-cantone, welche der gleichnamige Fluß bewässert. Der Canton Neybe zählte vor der Revolution nicht über dreitausend Einwohner; jetzt hat er weit weniger.

Dringt man in der bezeichneten Richtung weiter vor, so kommt man nach Azua, dem Hauptflecken eines Bezirks, der sonst viel Zucker bauete und welcher jetzt noch 3000 Seelen zählt.

Noch weiter gegen Osten ist die Ebene von Bany n,einem Umfange von 80 Quadratmeilen, jetzt nur noch merkwürdig durch das Andenken an die ersten Zuckermühlen, die sich von dort aus über die Insel verbreiteten.

Das Kirchspiel Bany enthält auch die alten, nicht weiter betriebenen Minen von St. Christophe.

Endlich kommt man nach St. Domingo, der alten, schon oben besprochenen Hauptstadt der Insel.

Die Flüsse Hayna und Ozama bewässern diesen Bezirk und machen ihn zu jeder Art des Anbaues geschickt.

Nimmt man von hier aus die Richtung nach Norden, so gelangt man nach dem Cap oder vielmehr nach der Halbinsel Samana, die mit dem festen Lande durch eine oft vom Meere bedeckte Erdzunge zusammenhängt. Samana ist durch seine Lage, die Vortrefflichkeit und Ausdehnung seiner Bucht von großer Wichtigkeit. Hierher flüchteten

sich die letzten Franzosen, welche noch Stand zu halten wagten.

Im Innern der alten spanischen Besitzungen ist die Ebene von la Véga zu bemerken, deren Bevölkerung gegen 9000 Seelen betrug; ferner le Potuy, welches die Yuna bewässert; San Jago, wovon bloß ein Theil, le Laxavon, fruchtbar, aber ungebaut ist; endlich Saint-Raphaël, Goave, Hinche, Banique, Saint-Jean und das Thal Constance in der Nachbarschaft der ehemaligen französischen Besitzungen.

Erste Periode.

Entdeckung der Insel Hayti (St. Domingo). Eroberung derselben. Barbarei der Spanier. Schicksale der Colonie bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Vor dem funfzehnten Jahrhundert war St. Domingo, in der Sprache der Eingebornen Hayti, nebst den übrigen Antillen der alten Welt völlig unbekannt. Ungefähr eine Million Einwohner, von kleiner Gestalt und schwarzbrauner Farbe, spielten ihr Leben ohne Thätigkeit und Bedürfnisse, sorglos auf einem Boden hin, wo die Jagd, Fischfang und der bequeme Anbau des Mais einen mäßigen Genuß leicht und bereitwillig darbot. Tänze, welche Gesang oder eine Art von Trommel begleitete, machten die liebste und beinahe auch einzige

Belustigung des harmlosen Volkes aus. Man kann sagen, daß sie eben so wenig das Laster als die Tugend kannten, in so fern zu dem einen wie zu der andern das deutliche Bewußtseyn des Sittengesetzes gehört. Der heiße Himmel entflammte die Sinnlichkeit; davon zeugt die herrschende Vielweiberei, die vollkommen erlaubt war. Als die Insel entdeckt wurde, hatte einer der neben einander regierenden Landesfürsten gegen dreißig Weiber.

Diese Fürsten übten unter den Namen von Caziken eine unumschränkte Gewalt aus; jeder auf seinem besonderen Gebiete; ihr Ansehen war rein kriegerisch. Keulen, hölzerne, an den Spitzen durch Feuer gehärtete Wurfspieße, die mit vieler Geschicklichkeit geschwungen wurden, waren in Zeiten des Kampfes die einzigen Waffen. Im östlichen Theile der Insel wußte man auch mit Pfeilen umzugehen, die man an den Spitzen durch Fischgräten schärfte; die Kriege mit den benachbarten wilden Caraiben, die sehr vertraut mit diesem Angriffsmittel waren, hatten ohne Zweifel den Gebrauch desselben gelehrt und verbreitet. Die Wohnungen bestanden in Hütten, mit aller der Einfachheit, wie solche das Clima, die Geringfügigkeit der Bedürfnisse und ein freies kindliches Leben in der schönen und verschwenderischen Natur begünstigt. Im Hause wie im Kriege gingen die Männer völlig nackt, auch die Mädchen folgten dieser Sitte, und nur die Weiber trugen eine Bedeckung von Baumwolle, die bis an das Knie reichte. Reichthum und Armuth waren unbekannt in diesen

glücklichen Gegenden, der Ueberfluß des Goldes diente nur zum Spielzeuge oder höchstens zu Zierathen; es hatte für die Unwissenden keinen andern und höhern Werth als die schimmernde Pracht seiner Farbe. Nirgends waren Spuren einer künstlichen oder auch nur fortschreitenden Bildung vorhanden; der gesellschaftliche Zustand stimmte mit diesem instinktmäßigen Dasein vollkommen zusammen. Die Macht des unentwickelten Gefühls war im Grunde die einzige Abhängigkeit, darauf beruhte hauptsächlich, wo nicht ganz, das Uebergewicht der Caziken, die nur in Zeiten der Kriegsgefahr durch die Würde des Oberbefehls und bei größern Zusammenkünften durch die Zeichen des Vorranges in ein helleres Licht trat. Die Priester sollen, wie man behaupten will, einen dunkeln Begriff gehabt haben von der Unsterblichkeit der Seele und von den Belohnungen der Rechtschaffenen in einem andern Leben, aber keineswegs von den Strafen der Lasterhaften. Ihr Paradies, so fährt man fort, war ganz irdischer Natur, sie hofften sich in denselben mit ihren Verwandten, Freunden und zahlreichen Weibern wieder zu finden; die letztern mochten ihnen freilich in einer andern Welt, wenn sie Reiz haben sollte, etwa so unentbehrlich seyn, als den Mahomedanern ihre Huris, die nach der Lehre des Propheten sich und ihren Anbetern auf duftenden, weichen Lagern aus Perlenmutterschaalen eine ewige Jungfrauschaft zutrinken. Dem sei nun wie ihm wolle, so hing diesen dämmernden Vorstellungen unfehlbar die sinnlichste Beschränktheit und Rohheit an; und der Gedanke an eine zweite Welt ent-

sprang lediglich in Gestalt eines Wunsches aus der süßen Behaglichkeit in der ersten.

Sie bezeugten eine besondere Verehrung gegen eine große Höhle, aus der nach ihrer Meinung Sonne und Mond hervorgegangen waren und die zwei Götzenbilder enthielt, denen die eifrig bemühten Priester die reichsten Opfer darbrachten.

Man vermuthet, daß diese Höhle dieselbe ist, welche man im Bezirk von Dondon erblickt, 6 bis 7 Meilen vom Cap français. Sie ist 150 Fuß tief und ungefähr eben so hoch, aber sehr eng. Dem Lichte ist sie nur durch den Eingang und eine im Gewölbe derselben angebrachten Oeffnung zugänglich, welche letztere die Gestalt eines Glockenthurms hat. Durch diese sind nach dem Volksglauben Sonne und Mond gen Himmel empor gestiegen. Uebrigens ist die Wölbung schön und regelmäßig; sie hat nicht das Ansehen, als sei sie von der Natur allein hervorgebracht worden. Gegenwärtig ist kein Standbild mehr darin, man bemerkt aber noch in der Höhle eingegrabene Göttergestalten (Zemes). Die ganze Höhle ist in mehrere hohe und niedrige, ziemlich tief eindringende Nischen getheilt, die absichtlich angelegt zu sein scheinen.

Die Eingebornen stellten ihre Götzen unter den seltsamsten] und häßlichsten Formen dar; Kröten, Schildkröten, Nattern und Kaimans dienten als Musterbilder oder auch scheußliche, ungeschlachte Menschenfiguren; eine lächerliche Mischung aus zusammengehäuften Kröten und abgetrennten Gliedern, mehr geneigt, Schrecken und Ekel zu erzeu-

gen, als Zutrauen einzuflößen, diesem Grundbestandtheil aller religiösen Gefühle. Es war eine natürliche Täuschung, wenn die Haytier solchen vermeinten Göttern eine größere Neigung zu schaden als zu schützen beimaßen; deshalb pflegten sie die Opfer mit heißen Gebeten zu begleiten, um die Wuth der Götzen zu beschwören, unter welchen jedem einzelnen ein besonderer Wirkungskreis zugetheilt war, z. B. die Obhut über die Jahreszeiten, die Gesundheit, die Jagd oder den Fischfang; nach der verschiedenen Natur dieser eingebildeten Verhältnisse richteten sich Opfer und Bitten.

In den ersten Nachrichten von der Entdeckung von Hayti wird in Beziehung auf die Verehrung eines höhern Wesens bloß ein allgemeines Fest erwähnt, dessen Eintritt der Cazik auf einen gewissen Tag bestimmte; Anfang und Ordnung desselben verkündigten öffentliche Ausrufer.

Die Feierlichkeit endete sich mit einem zahlreichen Zuge, Männer und Frauen zeigten sich dabei in ihrem besten Schmuck, ihnen folgten die Mädchen, nach der Weise des Landes ganz nackt. Der Cazik erschien an der Spitze des Haufens, indem er unaufhörlich eine Art von Trommel rührte und seine Richtung gegen den Tempel nahm.

Hier brachten die Priester ihren Göttern die Opfer des Zuges heulend und schreiend dar. Die Weiber unterstützten ihre Tänze mit Gesängen zu Ehren der obern Mächte und des Vorfahren des gegenwärtigen Caziken; diese Gesänge endigten jedesmal mit Gebeten für die Wohlfahrt des Volkes.

Die Priester nahmen geweihte Opferkuchen und

vertheilten sie unter die Familienhäupter. Die einzelnen Stücke bewahrte man sorgfältig das ganze Jahr über auf. Der Aberglaube betrachtete sie als mächtige Verwahrungsmittel gegen alle Arten von Krankheiten oder schlimmen Zufällen.

Die Priester des Landes waren zugleich Wahrsager und Aerzte. Sie hatten in der That einige Kenntnisse von der Wirksamkeit der Heilkräuter, welche die Insel in großem Ueberfluß hervorbringt, aber sie waren nicht so weit gekommen, daß sie jenen Gaukeleien entsagt hätten, mit welchen die Kindheit der Arzeneikunst sich fast immer umgiebt; sie sollen öfters ihren doppelten Nebenberuf gemißbraucht haben, theils im Interesse ihres Standes, theils nach ihrer persönlichen Neigung.

Da sie gewissermaßen die Rolle der Tausendkünstler spielten, so würde es nicht Wunder nehmen, wenn sie sich auch als Hexenmeister versucht hätten; denn das Volk glaubte an Zauberei, und ihre Religion selbst liefert den Beweis dafür. Wie die Priester einen eignen vorzüglich geehrten Stand bildeten, so genossen noch andere angesehene Einwohner Vorzüge, die dem Begriffe eines Adels mehr oder weniger entsprachen. Vollkommene Gleichheit der Personen ist überall eine Chimäre, selbst dicht an der Schwelle des Naturzustandes, so weit nur immer die Kenntniß der Geschichte reicht.

Dies ist das ungefähre Bild der Eingebornen, zu der Zeit, als Columbus ihre Insel entdeckte.

Dieser außerordentliche Mann, der in der Geschichte der Menschheit Epoche macht, und in sei-

nem kühnen, weit umfassenden Genie die neue Welt schon ausgebreitet vor sich liegen sah, ehe er sie noch aufgefunden hatte, landete 1492 den 6. December nach vielen überwundenen Gefahren und Hindernissen auf Hayti an der Nordseite unter dem Schutze eines Vorgebirges, das einen Hafen bildete. Zu Ehren des Heiligen, dessen Gedächtniß die katholische Kirche an diesem Tage feiert, gab Columbus dem Landungsorte den Namen St. Nicolas, welchen das Vorgebirge und der Hafen noch bis auf diesen Tag führen.

Die abgeschickten Spanier, welche aus dem Innern des Landes zurückkehrten, waren so sehr von der Schönheit desselben hingerissen, daß sie es ein zweites Spanien nannten. Columbus war seinerseits durch den Gesang eines Vogels, der ihn an die Stimme der Nachtigall erinnerte, im Geiste gleichfalls nach Europa versetzt worden. Das Vergnügen der Vergleichung fand einen neuen Stoff in den Fischen, welche die Matrosen gefangen hatten; es schien, als hätten sie sich hierher von den spanischen Küsten verirrt, so groß war von beiden Seiten die Aehnlichkeit. Im frohen Gefühle dieser überraschenden und zusammentreffenden Umstände nannte man die Insel mit besonderem Nachdruck die spanische Espagnola oder Hispaniola. Das spanische Selbstgefühl, das in dieser Entdekkung die würdigste Nahrung fand, mag bei der Ertheilung dieses Namens nicht minder thätig gewesen sein.

Beim Anblicke der europäischen Schiffe und Krieger ergriffen die Eingebornen anfänglich die

Flucht, sie glaubten in ihnen höhere übermenschliche Wesen zu erblicken, gleichsam Abkömmlinge ihrer Götter, die sie auch sonst bei jeder wichtigern, zumal drohenden Veranlassung, nicht ohne schreckhafte Betäubung zu verehren pflegten *). Das Krachen der Kanonen, mit dem die Spanier ihre Ankunft meldeten, die freudetrunkene, laute Bewegung derselben, verstärkt durch den Anblick der fremdartigen Waffen, Rüstungen und Gestalten, endlich die Erscheinung von Schiffen, die gleich wunderbaren Ungeheuern tausend Füße und Arme in einem und demselben Augenblick zu regen schienen; diese und ähnliche auf- und niederwogende Eindrücke waren wohl im Stande, auch gefaßtere Geister zu erschüttern und festere Herzen zu bestürmen. Diese ausgemachte Thatsache bestätigt sonach die früher berührten Vorstellungen. Die furchtsamen Flüchtlinge kehrten indessen bald wieder zurück, ermuthigt durch die Zusprache einiger Wilden von den lucayischen Inseln, die Columbus von dort mitgenommen und ihnen jetzt nachgesandt hatte. Sie wurden allmälig vertraut mit dem Anblick ihrer neuen Gäste. Columbus bemerkte, daß sie ein wenig weißer und kleiner waren, als die umwoh-

*) Weitere Nachrichten über das folgenschwere Unternehmen des Columbus und seine merkwürdigen Schicksale, mit Berücksichtigung der neuesten Aufklärungen, hat der Verfasser bereits in der Geschichte der vereinigten Staaten mitgetheilt, wo sie eine schicklichere Stelle einnehmen. Um Wiederholungen zu vermeiden, wird darauf verwiesen.

nenden Insulaner, eben so mißgestaltet wie diese, nicht so stark und dabei höflicher, sanfter, lenksamer. Die höchste, immer wiederkehrende Loosung der Entdecker war Gold, sie hätten es wo möglich in Strömen trinken mögen. Die Berichte, welche sie darüber einzogen, gaben das Gebirge Cibao im Osten der Insel als die reichste Goldgrube an; diese Richtung schlugen nun auch sogleich die Schiffe längst der Küste ein. Unterweges stieß Columbus auf einen Hafen, den er Valparaiso nannte, jetzt heißt er Port de Paix. Den 21. December entdeckte er einen andern Hafen, und legte ihm den Namen St. Thomas bei, jetzt heißt er der Hafen von Acul.

Fünf Caziken herrschten um diese Zeit auf der Insel neben einander und unabhängig. Magna oder la Plaine, das erste dieser fünf Gebiete, welches später den Namen Véga-Réal erhalten hat, breitete sich nordöstlich aus, 80 Meilen lang und 10 Meilen breit. Nach der Aussage eines Augenzeugen, des durch seine Tugenden berühmten Las Casas, treiben die zahlreichen Flüsse hier Gold in ihrem sandigen Bett mit sich fort.

Marien, das zweite Gebiet, wurde von dem Caziken Guacanahari regiert; es soll damals furchtbarer als Portugal gewesen sein. Die ganze Nordküste vom Cap St. Nicolas bis zu dem Flusse, der jetzt Mont-Christ heißt, bildete, nebst der Ebene vom Cap français, das Eigenthum dieses Oberhaupts; auf dem Cap selbst wohnte er.

Der dritte Cazik besaß den Landstrich Maguana, den reichsten auf der ganzen Insel; denn

er umfaßte die Provinz Cibao und fast den ganzen Lauf des Artibonite.

Das Gebiet Xaragua war das vierte; es dehnte sich über die ganze Westküste und einen großen Theil der Südküste aus; der Flecken Cul-de-sac steht jetzt auf demselben Boden, der erst den Hauptort dieses Landstriches einnahm; der letztere war größer, volkreicher und besonders auch geordneter als die andern.

Hyguey, das fünfte Gebiet, begriff die ganze Ostküste in sich, im Norden begränzte es der Fluß Yague, und im Süden der Fluß Ozama. Die Einwohner waren tapferer und kriegerischer als die übrigen Insulaner, sie verdankten diesen Vorzug dem häufigen Kämpfen mit den menschenfressenden Karaiben, ihren Nachbarn.

Guakanahari, der über Marien herrschte, und wie oben bemerkt wurde, am Hafen von Cap français wohnte, ließ Columbus, als dieser dem Sitze seiner Regierung nahe kam, durch Abgesandte bewillkommen; er fügte zugleich mehrere Gegenstände von dem feinsten Golde als Geschenke bei. Bald folgte er diesen selbst nach, und verpflichtete sich zugleich, den Spaniern so viel Gold zu liefern, als sie wünschen würden. Hätte er die geringste Ahnung gehabt von der Unersättlichkeit dieser goldhungerigen Raubthiere, es wäre ihm nie ein so unausführbares Versprechen entschlüpft.

Nach dem Beispiele ihres Herrschers überhäuften die Einwohner von Marien die Spanier mit Beweisen der Zuneigung; gegen Nadeln, rothe Mützen, Rosenkränze, Gläser und andere Dinge von

unbedeutendem Werthe erhielten die Gefährten des Columbus von diesen Insulanern alle ihre Vorräthe an Gold; dabei waren diese einfachen Natursöhnen so entzückt über den Tausch, daß sie nach der Vollziehung desselben, aus Leibeskräften davon eilten, aus Furcht, die Spanier möchten Lust bekommen, denselben rückgängig zu machen.

Zu dem Gefühle der Freundschaft gesellte sich bald darauf die Gewalt, und die letzte mußte im Interesse der habsüchtigen Europäer die Wirkungen der erstern verlängern. Einige Kanonenschüsse, die man in Gegenwart der Insulaner abfeuerte, erschreckten diese dergestalt, daß sie in den Händen ihrer Gäste den Blitzstrahl zu sehen glaubten, und dieses vortheilhaft berechnete Schrecken wurde noch verdoppelt, nachdem man sie zu Zeugen von den furchtbaren Wirkungen des Geschützes gemacht hatte.

„Der Cazik Guakanahari," so erzählt ein spanischer Chronikenschreiber, „zog sich an diesem Tage ernst nachdenkend zurück und nannte seitdem die Fremden nur die Söhne des Donners."

Die thätigste uneigennützigste Gastfreundschaft und Hülfe erzeigten die Bewohner von Marien den Spaniern, als eines ihrer drei Fahrzeuge in der Nähe dieser freundschaftlichen Küste Schiffbruch litt. Guakanahari gab unverzüglich nach der ersten Nachricht von diesem Unglück Columbus, dem Admiral, die lebhafteste Theilnahme zu erkennen, und sandte eine Menge Boote aus der nächsten Umgebung zur Rettung entgegen. Was sie auf dem Verdeck fanden, nahmen sie mit sich,

um es später den Spaniern wieder zurück zu geben. Der Cazik Guakanahari legte selbst Hand dabei an. „Ich kann Ihre Hoheiten versichern," sagt Columbus in seinem Schreiben an Ferdinand und Isabellen, „daß man selbst in keinem Theile von Spanien so eifrig bemüht gewesen seyn würde, unsere Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Sie wurden auf eine Stelle neben des Caziken Hause zusammengebracht, bis die Wohnungen, die er erst zur Verwahrung derselben einrichten lassen mußte, geräumt waren; er stellte zugleich Bewaffnete aus, welche die ganze Nacht Wache standen, während die Küstenbewohner der Umgegend über unsern Unfall klagten, als hätte er sie selbst betroffen."

Columbus hatte sich außerdem noch in eine ganz besondere Gunst gesetzt durch das Versprechen, mit seinen Feuerschlünden die benachbarten Karaiben von Grund aus zu vernichten, gegen welche die Haitier fast einen immerwährenden Kampf führten, der oft unglücklich genug für sie ausfiel.

Die Gefahr dieses Verhältnisses unterstützte die Absicht des Columbus, der hier eine kleine Feste anlegen wollte; die gutmüthigen arglosen Einwohner sahen sie als ein Schutzmittel ihrer eigenen Ruhe an, gaben bereitwillig die Erlaubniß dazu, und in der Aufwallung der Freude halfen sie selbst an den Ketten schmieden, die einst so schwer und blutig auf ihrem Nacken lasten sollten. Die Feste erhielt den Namen Fort de la Navedad (Geburt) zur Erinnerung an den ersten Weihnachtstag, wo

der Hafen war entdeckt worden, in dessen Nähe man das besagte Werk aufführte.

Columbus ging dabei auf die Erreichung eines doppelten Zweckes aus; er wollte zuvörderst durch diesen Stützpunkt den Grund zu einer Kolonie legen, und zugleich ein Mittel gewinnen, seine Rückreise nach Spanien zu beschleunigen, zu der ihn nicht bloß der Verlust des einen Schiffes und die Ungewißheit über das Schicksal des andern dringend aufforderte, sondern auch das unwiderstehliche Verlangen, von dem erstaunenswürdigen Erfolge der Unternehmungen persönlich Bericht zu erstatten und die Freude eines Triumphes zu genießen, den er durch seine unermüdete weise Beharrlichkeit im höchsten Maaße verdient hatte, so gut und mehr noch als einer der glücklichsten Kriegshelden.

Er ließ in der Feste 38 seiner Gefährten als Besatzung zurück, die er dazu unter der ganzen Mannschaft am tauglichsten gefunden hatte, und eilte nun auf den Flügeln der feurigsten und süßesten Sehnsucht der spanischen Küste zu, begleitet von mehrern Eingebornen, die durch ihre unmittelbare Gegenwart den großen Wurf des Glücks bestätigen und verherrlichen sollten. In der Mitte des dritten Monats, so lange dauerte die Ueberfahrt, den 15. März 1493, traf er als Vicekönig der neuen Welt im Hafen von Palos ein, den er seit sieben Monaten und zwölf Tagen verlassen hatte, und setzte so zuerst zwei Hemisphären in Berührung, die in ihren steigenden und sinkenden

Wagschaalen jetzt mehr als je das Schicksal der Welt tragen.

Die Ankunft des Columbus wurde in Spanien wie ein Fest gefeiert; Ferdinand und Isabelle gaben ihm außerhalb des Palastes unter einem Thronhimmel Gehör, neben dem er mit bedecktem Haupte, auf einem eigens bereit gehaltenen Stuhle sitzend, die Begebenheiten der Wunderfahrt laut erzählte. Dieser Augenblick war der glänzendste Gipfel der öffentlichen dankbaren Anerkennung; denn auch jetzt schon schwebte unbemerkt in schwarzen Kreisen ein böser Geist um ihn, und schüttelte schadenfroh die Loose der künftigen Unbilden. Nach dem Schlusse der Erzählung warfen sich der König und die Königin in Demuth vor Gott zur Erde nieder, die ganze Versammlung folgte dem rührenden Beispiele; die Musik der Kapelle fiel mit einem Te Deum ein und endigte die herzerhebende Feierlichkeit.

Ausgerüstet mit einer fast unumschränkten Vollmacht, überschüttet mit den schmeichelhaftesten Beweisen der allgemeinen Bewunderung, konnte es Columbus um so weniger über sich gewinnen, auch nur einen einzigen Augenblick unthätig zu verlieren; seine Entdeckungen wiesen ihn mit mahnenden Stimmen über das Meer auf den verlassenen Pfad zurück; er fühlte sich fremd auf der Erde, so lange er nicht in der Heimath seines Ruhmes war und die Grenzen desselben erweiterte. In Cadix erwartete ihn ein Geschwader von 17 Schiffen, er hatte außer der gewöhnlichen Mannschaft 1500 Freiwillige bei sich, meistens Leute von Ansehen, entschlos-

sen, dem Glücksstern ihres großen Oberhauptes zu folgen. Er nahm andalusische Pferde mit, Waffen aller Gattungen, eiserne Werkzeuge, Geräthe zur Bearbeitung der Minen, Getreidearten, Gemüse und eine unermeßliche Menge von Lebensmitteln. Den 25. September 1493 verließ er Spanien von Neuem, langte den fünften October bei den canarischen Inseln an, und landete den 28. wieder auf Hispaniola oder Hayti *).

An der Stelle der erbauten Feste fand er nur Trümmer und die blutigen Leichname seiner zurückgelassenen Gefährten, von denen keiner übrig geblieben war, um das verderbliche Ende der andern zu erzählen. Bald erschien jedoch der Bruder des Caziken von Marien und sagte aus, daß die Besatzung bei ihrem Vordringen nach den Goldminen von Cibao an dem dortigen Caziken einen Feind gefunden habe, von dem sie verfolgt und nach Zerstörung der Feste aufgerieben worden sei. Umsonst habe Guakanahari seine europäischen Freunde rächen wollen, er liege in Folge des Kampfes an seinen Wunden darnieder, könne deswegen nicht selbst erscheinen und lasse damit seine Abwesenheit entschuldigen.

Die Sache verhielt sich aber weit schlimmer, als diese schonende Erklärung merken ließ. Die

*) Eine andere Nachricht von dem englischen Hauptmann Rainsford (Geschichte von St. Domingo) setzt seine zweite Ankunft daselbst auf den 22. November. Der französische Gewährsmann Placide-Justin scheint in diesem Punkte zuverlässiger.

spanischen Ansiedler waren muthwillig und blindlings in ihr Verderben gestürzt, theils durch Blutvergießen unter den Eingebornen, theils durch Gewaltthätigkeiten gegen die Weiber und Töchter derselben, theils durch wiederholte Räubereien, so daß endlich die Verzweiflung den Unglücklichen den Muth und zugleich das Recht gab, ihre Peiniger zu vertilgen.

Columbus begriff zu lebhaft die Nothwendigkeit, mit diesem Volke in einem guten Vernehmen zu leben, als daß er nicht jeden Gedanken der Rache hätte unterdrücken sollen; weit entfernt, irgend eine drohende Empfindlichkeit blicken zu lassen, wandte er alle ersinnliche Mittel an, um das Zutrauen der Eingebornen wieder zu gewinnen und neu zu befestigen; seine Absicht gelang ihm durch Hülfe Guakanahari's, der in der spanischen Sprache bereits einige Fortschritte gemacht hatte.

Columbus suchte einen günstigern Ort für eine sichere Niederlassung auf, er fand diesen unweit der zerstörten Feste, östlich von Mont-Christ, an der Mündung eines Flusses. Hier erbaueten die Spanier in der neuen Welt die erste Stadt; sie nannten sie Isabelle, ihrer Königin zu Ehren, der thätigsten Beschützerin des Columbus. Auf dem Platze, wo sie gegründet wurde, erinnern jetzt noch einige übrig gebliebene Häuser und Ruinen, neben denen hier und da einsame Kreuze aus dem üppigen Wachsthum der Pflanzen hervorschimmern, an die Macht der zerstörenden Zeit.

Bald kamen auch die Minen von Cibao in den Besitz der Spanier, sie lieferten ihnen mehr Gold,

als selbst die ausschweifendste Habsucht zu hoffen gewagt hatte. Eine zweite Feste erhob sich in dieser Gegend zum Schutze eines so kostbaren Eigenthums. Columbus legte ihr den Namen St. Thomas bei; wie man erzählt, wollte er damit spottend den Unglauben bestrafen, der früher an dem Dasein der neu entdeckten Schätze gezweifelt hatte. Die Lust zu weitern Entdeckungen ließ ihn nicht rasten, er machte seinen Bruder Diogo für die Zeit seiner Abwesenheit zum Statthalter, ordnete ihm einen Kriegsrath bei, und sandte einen Theil der Mannschaft unter Don Pedro Margarita in verschiedene Gegenden der Insel aus, um das angefangene Werk der Eroberung fortzusetzen. Den 24. April ging er unter Segel, Widerwärtigkeiten aller Art hielten ihn in der Nähe von Hayti fest; nach fünf Monaten kehrte er in die Kolonie zurück, voll schweren Mißmuths über den fehlgeschlagenen Entwurf, und so erschöpft, daß nur das unvermuthete Wiedersehen seines Bruders Bartholomäus, nach einer Trennung von dreizehn Jahren die fliehenden Lebensgeister einigermaßen zurückrufen konnte. Bartholomäus hatte für die auszuführende Entdeckungsreise des von Genua und Portugal zurückgewiesenen Columbus bei dem Könige von England Heinrich VII. Unterstützung nachsuchen sollen; unterweges war er in die Gewalt von Seeräubern gefallen, unter denen er nach Verlust aller seiner Habseligkeiten mehrere Jahre in der Sclaverei hatte schmachten müssen, bis es ihm gelungen war, durch die Flucht nach England zu entkommen, wo er durch die Verfertigung von

Landkarten das Leben gefristet und nach und nach so viel erübrigt hatte, um bei Hofe anständig erscheinen und in der Angelegenheit seines Bruders das Wort nehmen zu können.

Das gute Einverständniß zwischen den Spaniern und Eingebornen dauerte nicht lange; der Mangel an Lebensmitteln beschleunigte den Ausbruch der Unzufriedenheit. Die Insulaner befriedigten ihre einfachen und geringen Lebensbedürfnisse mit Mais und einigen andern Vegetabilien; Fleisch aßen sie nur wenig; sie wußten nichts von den Anstrengungen und Mitteln, den natürlichen Ertrag des Bodens zu vervielfältigen; eben so wenig waren sie in ihrem harmlosen Dasein darauf bedacht, größere Vorräthe einzusammeln. Der Augenblick gab ihnen, was der Augenblick foderte. Wie wären sie im Stande gewesen, ihre spanischen Gäste hinlänglich und auf die Dauer mit dem Nothwendigen zu versorgen, mochten diese auch nach der Sitte ihres Mutterlandes noch so mäßig sein. Die Anschaffung des Proviants, welchen die einzelnen befestigten Punkte erheischten, stieg weit über die Kräfte unbeschäftigter freier Naturkinder, die zerstreut neben einander wohnten und von städtischen, zusammengedrängten Niederlassungen keinen Begriff hatten. Sie reichten den Spaniern willig dar, so lange sie selbst etwas hatten; als dieß aufgezehrt war, schritten jene eben so unbesonnen als grausam zur Gewalt; dazu kam, daß die verrätherische Gefangennehmung des Caziken Conabo, der nach Spanien ins Gefängniß abgeführt worden war, fortwährend frisches Oel in die

zuckende Flamme der Erbitterung goß. Zum zweiten Male machte die natürliche Furchtsamkeit der Haytier ihrer Verzweiflung Platz; alle Häupter der Insel bis auf Guakanahari vereinigten ihre Waffen zur Vertreibung der unerträglichen Fremdlinge, die an ihrem Blute und Marke sogen.

Elend, Ausschweifungen und die Feuerstrahlen einer fast senkrecht brennenden Sonne hatten die Mannschaft des Columbus auf 230 Streiter zusammengeschmolzen; mit dieser Handvoll Leute griff er, von der Nothwendigkeit gezwungen, eine Masse von hunderttausend Feinden an, und zerstreute sie in der Ebene von Véga Réal, wie der Wind die Spreu; die Gefangenen wurden zu Sclaven gemacht. Zweihundert Fußgänger, zwanzig Reiter und zwanzig große Hunde, kunstmäßig zum Kampfe abgerichtet, waren zur Vollständigkeit des Sieges hinreichend gewesen. Dieser entscheidende Ausgang, bei so höchst ungleichen Streitkräften, erklärt sich aus dem Uebergewicht, welches den Spaniern die europäische Kriegskunst, insonderheit der Gebrauch der Feuerwaffen, die Reiterei und der Vortheil des Kampfplatzes gab. Die abgöttische Furcht der Eingebornen vor der vermeinten höhern Abkunft der Spanier war für die letztern ein nicht minder mächtiger Bundesgenosse.

Columbus, der die Insel nach mehrern Seiten durchreiste, legte jetzt allen Eingebornen, die über 14 Jahre alt waren, einen Tribut auf; theils wollte er durch diese Zwangsmaßregel das Bestehen und Gedeihen der Kolonie sichern, theils mochte er in ihr auch wohl einen Kanal suchen für den Abfluß

des Goldes in die spanische Schatzkammer, wo eine starke Ebbe eingetreten war, und ein voller Strom aus dem neuen Paradiese dem Entdecker mehr als jedes andere Verdienst Gunst und Ansehen versprach. Wie sehr auch das System des Tributs, zu dem Columbus zuerst seinen großen Namen hergab, in der Folge durch den schändlichsten Mißbrauch als ein Fluch der Menschheit und selbst auf längern Umwegen eine Geißel für Spanien geworden ist; so läßt es sich, wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen mit dem Drange der gebieterischen Umstände; auch wurde es damals nach dem Willen des Erfinders, so viel ihm möglich war, mit vieler Mäßigung und Umsicht in Ausführung gebracht. Die zweckmäßige Behandlung mancher gewagten Verhältnisse verlangt aber unausgesetzt so außerordentliche Menschen, daß es kein Wunder nimmt, wenn sie unter der Einwirkung gemeiner Naturen ins tiefste Verderben ausarten; dahin gehört auch die Einführung des besagten Tributs.

Um diesen aufzubringen, mußten die Eingebornen arbeiten; Arbeit aber war für sie in dem ruhigen Geleise ihres bisherigen Daseins gleichbedeutend mit Sclaverei; die Erhebung der Taxe drückte derselben nach ihrer Meinung ein blutiges Siegel auf; so waren sie denn entschlossen, für ihre Unabhängigkeit das Aeußerste zu wagen. Die Spanier sollten vor Hunger umkommen; in dieser Absicht rissen sie nicht nur die zur Nahrung bestimmten Gewächse mit der Wurzel aus, sondern sie entsagten auch jedem Anbau des Bodens und zogen sich in unzugängliche Gebirge zurück. Der

Feind, durch den sie gehofft hatten, die Spanier zu vernichten, wendete sich aber hier verderblich gegen sie selbst, mehr als der dritte Theil der Bevölkerung fiel als Opfer der unbesonnen erregten Hungersnoth. Mit dem Mangel an Lebensmitteln stieg die Grausamkeit der Spanier; Sein oder Nichtsein war ihre Losung; sie ließen die unglücklichen Flüchtlinge in ihrer Verborgenheit durch Hunde aufspüren und angreifen; ja sie verwandelten sich zum Theil selbst in reißende Thiere, wenn es wahr ist, das einige das Gelübde ablegten, jeden Tag zwölf Haytier zu Ehren der zwölf Apostel umzubringen. Schaarenweise kamen die Eingebornen um, als würden sie von der Pest hinweggerafft; was der Hunger verschont hatte, fraß das Schwert, und was auch von diesem unerreicht blieb, wurde ein Raub verzehrender Seelenschmerzen. Bald wandelten die Spanier rings umher auf Wüsten des Todes; es ging ihnen, wie jenen Geharnischten der Fabel, die aus einer Saat von Drachenzähnen entsprossen waren; sie kehrten ihre Waffen gegen sich selbst und löschten ihren Golddurst in dem eigenen Blute.

Auch auf Columbus fiel plötzlich aus scheinbar unbewölktem Himmel ein Wetterstrahl; der spanische Hof rief ihn zur Verantwortung zurück; ein Abgeordneter sollte im Namen der mit ihm unzufriedenen klagenden Colonie, wie es hieß, sein Verhalten untersuchen. Der Entdecker der neuen Welt, der durch Geist und Herz verdiente, ihr Herr zu sein, bezwang seinen Unmuth, und stieg nach einer langen und beschwerlichen Fahrt den 11. Julius

1496 in Cadix ans Land. Seinen Bruder Bartholomäus hatte er bei seiner Abreise als Adelantado oder Gouverneur-Lieutenant und Roldan Ximenes als Oberrichter eingesetzt; ein Vertrauen, das dieser später schlecht rechtfertigte.

Der zurückgekehrte Columbus schlug die Verleumdung durch seine Gegenwart siegreich zu Boden; von dem Könige wie von der Königin ehrenvoll aufgenommen, hatte er Theil an den Berathschlagungen des Hofes, der die neue Colonie mit Soldaten, Seeleuten und Handwerkern zu bevölkern beschloß. Man schickte zugleich Franziskaner dahin ab, nicht nur zum Seelenheile der Spanier, sondern auch zum Unterricht der Insulaner. Man öffnete ferner Domingo allen Unterthanen der spanischen Krone, welche aus eigenen Mitteln die Reise bestreiten wollten, nur die Prokuratoren und Advokaten waren namentlich ausgeschlossen; man fürchtete, sie möchten den Geist der Chikane über ein Land verbreiten, wo diese Plage glücklicherweise noch unbekannt war. Wenige reizte die Aussicht, als tüchtige Anbauer oder arbeitsame Handwerker, ihr Glück unter einem fremden Himmel zu versuchen; den Mangel derselben ersetzte herrenloses, herumstreichendes Gesindel.

Während Columbus in Spanien war, verlegte Bartholomäus den Sitz der neuen spanischen Herrschaft von der Stadt Isabelle, deren Boden den Erwartungen nicht entsprochen hatte, nach dem eben erbauten St. Domingo, dessen Gründung eine Volkssage also berichtet.

Diaz, ein junger Spanier, flüchtig wegen eines

Zweikampfes, hatte an der Mündung der Ozama, und zwar am westlichen Ufer, eine Niederlassung von Eingebornen gefunden; sie wurden von einer Frau beherrscht, deren Gunst er zu gewinnen wußte. Sie faßte eine solche Neigung zu dem Fremdling, daß sie ihm vorschlug, sich auf ihrem Boden anzusiedeln; die Bequemlichkeit des von der Natur gebildeten Hafens, die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes und ganz vorzüglich die Nähe der Goldminen in einer Entfernnng von 8 Meilen, waren Ueberredungsgründe, die auf den Lippen einer Frau auf ein spanisches Herz unmöglich ihre Wirkung verfehlen konnten.

Diaz hatte bei seiner Rückkehr nach Isabella zu einer Zeit, wo er keine weitern Verfolgungen befürchten durfte, seine Abenteuer dem Gouverneur Bartholomäus mitgetheilt. Zehn Tage entwarf dieser schon an dem östlichen Ufer des Flusses den Plan zu einer neuen Stadt und Feste; er nannte die Stadt St. Domingo, wie man sagt, aus Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Vater, dessen Namenspatron der heilige Domingo war; die meisten Einwohner von Isabelle ließen sich in derselben, als dem Sitze der Regierung, häuslich nieder.

Neue Angriffe der gemißhandelten Eingebornen zwangen Bartholomäus zum offnen Kampfe, der mit einem schnellen Siege endete. Gefährlicher war bald darauf die Empörung, welche Roldan Ximenes in der Verblendung ränkevollen Ehrgeizes gegen seinen Wohlthäter Columbus erregte, in der Meinung, daß dieser nie wieder auf die Insel zurückkehren würde; seine Partei bestand aus miß-

vergnügten Spaniern und aufgewiegelten Haytiern. Wenn es ihm auch nicht gelang, den Herrscher von Xaragua für sein verbrecherisches Unternehmen zu gewinnen, den Bartholomäus erst kürzlich überwunden und begnadigt hatte, so fand er doch in dem Caziken Majobanex einen Bundesgenossen, und in dessen kriegerischem Volke in der Gegend des Cap Labron einen entschiedenen Beistand.

Bartholomäus brach gegen die Insulaner auf, schlug sie und bemächtigte sich ihres Fürsten. Unter der Menge von Gefangenen befand sich eine seltene Schönheit, die Tochter des Majobanex, erst kürzlich verehlicht mit einem der Vornehmsten im Lande. Kaum hatte dieser die Gefangenschaft seiner Gattin erfahren, so versammelte er seine streitbare Mannschaft, stellte sich an ihre Spitze und schlug die Richtung der Sieger mit solcher Schnelligkeit ein, daß er fast zugleich mit ihnen in Conception eintraf. Er nahte sich hierauf dem Bruder des Columbus, warf sich ihm zu Füßen, benetzte sie mit Thränen und unter den dringendsten Bitten, ihm seine Gattin zurückzugeben. Bartholomäus willfahrte ihm, ohne ein Lösegeld zu nehmen. Die Dankbarkeit des Ueberglücklichen äußerte sich auf die lebhafteste Weise. Nach einer kurzen Entfernung kam er mit vier oder fünf seiner Unterthanen zurück; sie trugen am Feuer gehärtete Stöcke, deren sie sich bedienten, die Erde aufzuwühlen. Er verlangte, daß man ihnen ein Stück Landes zur Bearbeitung anweisen sollte, und in einigen Tagen hatten sie eine Strecke urbar gemacht, wofür spanische Soldaten, wie der Geschicht-

schreiber Herrera versichert, mehr als dreißigtausend Dukaten in diesem goldreichen Lande verlangt haben würden.

Die Großmuth des Bartholomäus gegen die Tochter des Majobanex ließ die Eingebornen auch für ihren Fürsten hoffen; sie wandten zu seiner Rettung Bitten, Thränen, Geschenke an, aber umsonst. Es schien nothwendig, durch ein strenges Beispiel von Gerechtigkeit die übrigen Häupter des Landes zu schrecken und in den Schranken des Gehorsams zu halten. Die ganze Familie des Empörers erhielt die Freiheit, er selbst wurde in St. Domingo hingerichtet.

So standen die Sachen, als Columbus den 30. Mai 1498 aus dem Hafen von San Lucar absegelte, den zweiten August die Insel St. Trinidad entdeckte, und endlich das feste Land von Amerika, das er ebenfalls für eine Insel hielt. Der Mangel an Lebensmitteln und der schlechte Zustand seiner Schiffe hatten ihn gehindert, weiter vorzudringen; nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und einigen Monaten erschien er zum dritten Male auf Hayti in St. Domingo, unter den Jubelgrüßen aller derer, die ihm treu geblieben waren. Er brachte unglücklicherweise eine Ladung von Missethätern mit, die man aus den spanischen Gefängnissen entlassen hatte, um die Colonie anzubauen und zu bevölkern; ein gefährlicher Ballast, der seiner Natur nach dem Fortschreiten jeder gesellschaftlichen Ordnung mit einem unausbleiblichen moralischen Schiffbruch droht. Columbus fühlte gewiß mit dem bittersten Schmerze, daß der Auswurf

der Menschheit eine schlechte Pflanzschule für die neue Welt abgeben müßte; aber so sehr verfolgte ihn das Mißgeschick in Spanien, daß er selbst um solche Reisegefährten wie um ein Almosen betteln mußte, wollte er nicht in Ermangelung besserer und tauglicher Leute auf den nothwendigen Zufluß frischer Ansiedler verzichten und als Augenzeuge den Untergang der Kolonie erleben.

Wer ihn darüber tadeln will, rechnet diesem Märtyrer seiner Thatkraft als freien Entschluß an, was lediglich die Giftfrucht der drückendsten Verhältnisse war, von den unzulänglichen Maßregeln der spanischen Regierung geflissentlich wie in einem Treibhause zur Reife gezwungen.

Auch die Meuterei des Roldan Ximenes konnte Columbus nicht in der Wurzel ausrotten; vergeblich suchte er den Anführer zu gewinnen, umsonst bot er ihm sicheres Geleit an. Der Verräther brauchte diese Gunst bloß dazu, ihm noch einige Soldaten abwendig zu machen und sich in seinem Widerstande zu befestigen. Den Empörern wurden Ländereien im Innern bewilligt, da man nicht im Stande war, sie durch Gewalt zu unterwerfen; das hieß sie gewissermaßen belohnen und auch Andere für die Zukunft zu gleicher Abtrünnigkeit auffordern. Die Eingebornen, die unter diesen neuen Herren wohnten, sollten nicht mehr den festgesetzten Tribut entrichten, dafür aber, zum Vortheile jener, ein Stück Land bestellen.

Roldan hatte zahlreiche Freunde am spanischen Hofe, sie konnten dem Columbus seinen Ruhm nicht verzeihen; auch unter der Bande von Böse-

wichtern, die nur durch ihn dem Gefängnisse und selbst dem Tode entronnen waren, standen Undankbare auf, die ihre Beschuldigungen mit den Anschwärzungen Roldan's vereinigten, und an dem Sturze des Weltentdeckers mit aller der höllischen Schwarzkunst arbeiteten, die sie früher im Gewerbe des Lasters eingeübt hatten. Der Hof lieh den Anklagen bereitwillig sein Ohr, rief Columbus zurück, und sandte an seine Stelle in der Eigenschaft eines Oberrichters Franz von Bovadillo, Commandeur des Ordens Calatrava. Auf diese Weise, so lautete der königliche Befehl, wolle man dem Verlangen des Admirals entgegen kommen, der zur Schlichtung seiner Streitigkeiten mit Roland die richterliche Entscheidung nachgesucht habe; man könne folglich bei der Ankunft des Oberrichters nicht zugleich einen Mann in der Kolonie lassen, der die zwei hochwichtigen Posten eines Admirals und Vicekönigs in seiner Person verbinde. Während man auf diese Weise arglistig den Schein des Gesetzmäßigen zu retten suchte, sprach man doch auch von einer andern Seite allen edlern Gefühlen der Menschheit mit einer beispiellosen Grausamkeit öffentlich Hohn.

Bovadillo ließ sich im Besitze der Stadt und Feste St. Domingo als Generalgouverneur anerkennen, und sandte an Columbus einen Brief des Königs und der Königin, abgefaßt in folgenden Worten: Don Christoph Columbus, erster Admiral im Ocean, wir haben dem Commandeur Don Franz von Bovadillo befohlen, euch Mancherlei zu sagen, und wir bedeuten euch, ihm zu glauben und das zu

thun, was er euch in unserm Namen eröffnen wird. Madrid, den 26. Mai 1499. Ich der König; ich die Königin.

Columbus höchst befremdet darüber, daß er nicht mehr wie in den frühern königlichen Briefen Vicekönig genannt wird, nichts destoweniger aber fest entschlossen zu gehorchen, begiebt sich zu Bovadillo; dieser läßt ihn, ohne ihn zu sehen und zu hören, unverzüglich verhaften, in die Feste einschließen und in Ketten legen. Mit diesem spottenden Zeichen der Anerkennung, mit diesem eisernen Kreuze des Verdienstes, kam Columbus, begleitet von seinen beiden Brüdern, Bartholomäus und Diego, in Spanien an; aber alle Kronen der spanischen Könige glänzen zusammengenommen im Laufe der Zeiten nicht so hell und dauerhaft, als jene Fesseln, die unter den Händen der Geschichte zu einem Diadem der leidenden Größe geworden sind, welches das Haupt des unsterblichen Mannes in ruhiger Majestät umgiebt, wie der Gürtel der Cordilleras den Erdtheil, mit welchem der Drang seines heldenmüthigen Genies die Weltkunde bereichert hat.

Als Ferdinand und Isabella die unwürdige Behandlung des Columbus erfuhren, dem sie nach ihrem eigenen, vielleicht drückenden Gefühle, und noch mehr in den Augen der Zeitgenossen, so tief verpflichtet waren, bemühten sie sich, die himmelschreiende Ungerechtigkeit ihres voreiligen Kerkermeisters wieder gut zu machen; die drei Gefangenen erhielten ihre Freiheit und außerdem dreitausend Thaler, um die Reise nach dem Hoflager in Granada antreten

zu können, wohin sie unmittelbar beschieden wurden. Um diesen nichtigen Preis wollte man ihnen die erlittene Kränkung abkaufen. Diese Belohnung war ein neuer Schimpf, mit dem sich die Gnade der beiden Monarchen nicht weniger brandmarkte, als kurz vorher ihre Ungnade.

Bovadillo war vollkommen der Mann, um über Räuber zu herrschen, die man dem Henker entrissen hatte, in der Absicht, aus ihnen Colonisten zu bilden. Er begann sein Schergenamt damit, daß er die unglücklichen Eingebornen zählen ließ, sie unter die Spanier als Lastthiere vertheilte, und auch den Caziken so lange zusetzte, bis sie ihr Ansehen dazu mißbrauchten, ihr Volk seiner Barbarei dienstbar zu machen. Die Unzufriedenheit wuchs mit jedem Athemzuge, die Eingebornen versuchten noch einmal, das unerträgliche Joch abzuschütteln, und von Neuem floß ihr Blut.

Die tyrannische Verwaltung Bovadillo's gereichte dem Columbus zu einer Rechtfertigung, die selbst seine Feinde beschämte und seine menschenfreundliche Weisheit ins schönste Licht setzte. Ungeachtet der Auffindung der ergiebigsten Goldminen von St. Christophe, aus denen, sowie aus den übrigen Bergwerken, starke Sendungen nach Spanien abgingen, durch welche Bovadilla mit eigennütziger Klugheit um die Gunst des Hofes buhlte, wurde er dennoch von seinem Posten zurückberufen. Das Angstgeschrei des haytischen Schlachtopfer drang laut über's Meer, und hallte von allen Seiten so nachdrücklich umher, daß auch Ferdinand und Isabelle es hören mußten, wenn nicht aus reinem Mitgefühl, doch

aus politischer Besorgniß für den unvermeidlichen Verfall der Kolonie bei längerer Fortsetzung der vertilgenden Barbarei. Der Himmel rächte bald darauf die unterdrückten Haytier an Bovadillo und seinen Mitschuldigen, als er mit diesen seine Ueberfahrt nach Spanien antreten wollte.

Sein Nachfolger war Don Nicolaus Ovando, Commandeur des Ordens von Alcantara; er erschien auf St. Domingo den 15. April mit Verhaltungsmaßregeln, die auf den Zustand der Kolonie klug berechnet waren. Aus seiner bisherigen Laufbahn begleitete ihn der Ruf der Rechtschaffenheit und Mäßigung; die spanischen Geschichtschreiber rühmen ihn als das Muster eines Gouverneurs, andere Stimmen klagen ihn einer methodischen Grausamkeit an; bei diesem Zwiespalt der Meinungen ist es am besten, die Thatsachen reden zu lassen. Er war ohne Zweifel ein kräftiger Charakter, der nach festen Grundsätzen handelte und in sein Verfahren eine systematische Strenge zu bringen suchte; hätte er es weniger auf Kosten der unglücklichen Haytier gethan, man könnte ihm die Bewunderung nicht versagen. Seinem Auftrage gemäß sollte er die bisherigen Gewaltthätigkeiten einstellen, den herrschenden Geist der Zügellosigkeit unterdrücken, die Lasten der Eingebornen erleichtern, die Hälfte des geschmolzenen Goldes in den königlichen Schatz liefern und noch sonst mit aller der Mäßigung verfahren, welche die Verhältnisse nur immer erlauben würden. Er beschränkte sich auch anfänglich mit Ernst auf diese Befehle, und der Zustand der Insel gewann eine geordnetere Gestalt.

Columbus verweilte unterdessen noch in Spanien; wie klar auch seine Unschuld am Tage lag, wie angelegentlich er auch den Plan zu weiteren Entdeckungen betrieb, er konnte damit nicht zum Ziele gelangen; man machte ihm bloß Hoffnungen, um sie heimlich wieder zu vereiteln. Müde des elenden Gaukelspiels, erklärte er, allen fernern Entdeckungsreisen zu entsagen und sich in den Schooß der Ruhe zu flüchten. Bald darauf erhielt er folgendes königliches Schreiben:

„Ihr dürft überzeugt sein von dem Mißvergnügen, das uns eure Gefangenschaft verursacht hat, da wir nicht einen Augenblick gezögert haben, euch wieder in Freiheit zu setzen. Die Welt kennt eure Unschuld, ihr wißt, mit welcher Auszeichnung und Huld wir euch behandelt haben; die ersten erhaltenen Gnadenerweise werden nicht die letzten sein; wir bestätigen euch die zugesagten Vorrechte und wollen, daß ihr und eure Kinder dieselben genießt. Wir bieten euch an, dieselben von Neuem zu bestätigen, und auf euren ältesten Sohn alle eure Würden überzutragen, wenn ihr es wünscht. Seid gewiß, daß wir auch für eure übrigen Kinder Sorge tragen werden; wir ersuchen euch, sobald als möglich abzureisen. Valencia, den 14. März 1505."

Wie sehr es mit diesem Versprechen Ernst war, wird die Folge lehren; auf das gerade, versöhnliche Gemüth des Columbus wirkten sie indessen so mächtig, daß er ohne Zögern mit seinem Bruder und dem zweiten seiner Söhne, der ein Alter von dreizehn Jahren hatte, den Hafen von Cadix den neunten Mai desselben Jahres verließ.

Daß die spanische Regierung bei der Ausrüstung des Ovando größere Absichten als je verfolgte, ergiebt sich aus der bedeutenden Macht, mit welcher sie ihn abgeschickt hatte; sie bestand aus 32 Schiffen, auf denen sich 2500 Pflanzer befanden.

Columbus gehörte zu den Menschen, deren Leben einen ununterbrochenen Kampf bildet, und deren Beharrlichkeit durch den Widerstand nur um so mehr geläutert und gestählt wird; selbst das Unglück dient nur, ihre Erhebung über jede Macht des Schicksals zu bewähren. Columbus hatte auch bei seiner vierten Entdeckungsreise, wie fast immer, mit der Macht der Elemente ringen müssen; eins seiner Schiffe war stark beschädigt worden; er richtete deshalb seinen Lauf nach St. Domingo, um es gegen ein anderes von Ovando's Flotte umzutauschen; dazu kam die vorausgesehene Gefahr eines nahen Sturmes, vor welchem er achtzehn segelfertige und beladene Schiffe, die nach Spanien abgehen sollten, ebenfalls nachdrücklich warnte. Aber so groß war die rohe Unempfindlichkeit, daß man weder auf seine Bitte, noch auf seinen Rath hörte. Er selbst entging durch seine zweckmäßigen Sicherheitsanstalten dem drohenden Verderben, während jene achtzehn Schiffe mit ihren erpreßten Reichthümern, die sich über 300,000 Thaler beliefen, ein Raub der Wellen wurden. Auf denselben fanden zugleich Bovadillo, Roldan und zahlreiche Genossen ihrer Verbrechen, die gemeinschaftlichen Verfolger des Columbus und der Haytier, den längst verdienten Untergang. Die Erde war ihrer müde, darum verschlang sie das Meer.

Mit allen schmerzlichen Gefühlen eines unschuldig Verbannten entfernte sich Columbus von einer Insel, deren Gouverneur ihn so schnöde zurückwies; wenn er es noch immer nicht wußte, so konnte und mußte er jetzt merken, was er von der wiederholten königlichen Verheißung zu erwarten hatte; denn Ovando's Uebermuth hatte wohl noch andere und geheimere Quellen, als die Triebfeder des besorgten Eigennutzes.

St. Domingo, das ein Orkan gänzlich zerstört hatte, wurde von Ovando mit so vieler Pracht wieder aufgebaut, daß er es laut mit den schönsten und bequemsten Städten vergleichen durfte.

Zum letzten Male landete Columbus auf St. Domingo, das er als die vornehmste Wiege seines Ruhms ansah und liebte; er kehrte übrigens mehr gezwungen als freiwillig dahin zurück, denn nicht nur war ihm der Versuch weiterer Entdeckungen mißlungen, sondern er hatte noch unterwegs Schiffbruch gelitten, so daß er ein Jahr auf Jamaika hatte zubringen müssen, verlassen von jeder Hülfe, diejenige ausgenommen, welche ihm die Unerschöpflichkeit seines Geistes und Muthes gewährte. Ovando schien jetzt zu fühlen, was er einem so außerordentlichen Gaste im Namen Spaniens und der theilnehmenden Welt schuldig sei; er leistete ihm Beistand, sich von seinen Unfällen zu erholen, und nahm ihn bei seiner Ankunft auf St. Domingo mit aller der Auszeichnung auf, die dem Range seines Verdienstes gebührte. Vielleicht war auch diese Aufmerksamkeit nicht ganz rein, denn da Columbus sich zur Rückreise nach Spanien anschickte,

so schien er eben deshalb für den Ehrgeiz seines Nebenbuhlers weniger gefährlich, und diesem Umstande mochte er jetzt größtentheils die günstige Aufnahme zu danken haben. Während der Rückkehr nach Spanien mußte Columbus wieder mit den Stürmen, seinen alten unversöhnlichen Feinden kämpfen, und 700 Seemeilen mit Nothmasten segeln.

Bei seiner Ankunft in Spanien gegen Ende des Jahres 1504 erfuhr er den Tod der Königin Isabella, an der er seine Hauptstütze verlor, wenn sie gleich nicht stark genug gewesen war, ihn vor so vielen und tiefen Kränkungen zu schützen. Ihr Tod war ein Vorzeichen seiner eigenen sinkenden Lebenssonne, die ihm nur noch glänzte in der Erinnerung an die von ihm ausgeführten Wunderthaten. Vergeblich bot er Alles auf, um wieder in die verlorne Stelle eines Vicekönigs einzutreten; er konnte und wollte es nicht glauben, daß selbst Fürsten bisweilen mit Eiden, also noch viel leichter mit bloßen Versprechungen wie mit Würfeln spielen. Der hohe Rath, dem er seine Ansprüche vorlegte, theilte sich in verschiedene Meinungen über die Gültigkeit derselben, und die Mehrzahl erklärte sich dahin, daß seine Foderungen seine Verdienste überstiegen, indem es sich nicht zieme, einen Privatmann, besonders einen Fremden, zu einer solchen Stufe der Macht zu erheben. Viele hielten den König für den versteckten Urheber dieser Entscheidung; Ferdinand hatte Columbus niemals geliebt, und nach seinem argwöhnischen, ehrgeizigen, ränkevollen Charakter konnte er schwerlich der Schwachheit wider-

stehen, auf den Ruhm des Genuesers eifersüchtig zu sein. Unablässig verfolgt von den schwersten Mißhandlungen, die ein tugendhaftes Heldenherz treffen können, gewaltsam losgerissen von dem Schauplatze der süßesten Thätigkeit, immer wieder von Neuem betrogen und zuletzt sogar durch richterlichen Spruch um den irdischen Lohn des thätigsten und mühevollsten Lebens, starb Columbus in Valladolid den 20. Mai 1505, funfzehn Monate nach seiner Ankunft. Seine bewundernswürdige Standhaftigkeit kann diejenigen stärken, die bei weit geringern Ansprüchen über das Loos der Verkennung zu klagen haben; so bleibt er auch im Grabe noch ein Leitstern, wie er es einst, wenn auch im andern Sinne, auf den Fluthen des Oceans war. Nicht einmal die Genugthuung ist ihm zu Theil geworden, daß der von ihm entdeckte Erdtheil seinen Namen trägt; die Gunst der Umstände spielte diese Ehre einem tief unter ihm stehenden Manne, Americo Vespucci zu. Mag aber auch die Gerechtigkeit auf Erden lange schlafen, so erwacht sie endlich doch in dem Herzen dankbarer Völker. Die junge Freiheit hat Amerika laut an die rückständige Schuld gemahnt; zwei Länder desselben, die nach Columbus heißen, theilen sich jetzt wetteifernd in die geographische Verewigung seines Namens.

Columbus hatte in seinem Testament verordnet, daß man seinen Leichnam in der Cathedrale von St. Domingo beerdigen sollte; auch diese letzte kleine Gunst wurde ihm verweigert, man begrub ihn in dem Kloster der Carthäuser zu Sevilla. Erst einige Jahre später brachte man seine Asche nach St.

Domingo, und 1796 wurde sie in Havannah beigesetzt.

Isabellens Tod und der Sturz des Columbus drohete den Haytiern, die noch bis jetzt ihr Leben gerettet hatten, mit einer neuen Periode des Elends. Seit 1506 hatte eine Verordnung des spanischen Königs die Eingebornen förmlich unter die Eroberer vertheilt. Ovando, dem es an Arbeitern fehlte, wälzte alle Last auf die Insulaner, die haufenweise einer Anstrengung erlagen, die durchaus mit ihrer bisherigen Lebensweise, den Einflüssen des Klima's und ihren liebsten Neigungen stritt. Der Hof war entweder unbekannt mit diesen zahllosen Auftritten des Jammers, oder er heuchelte eine geflissentliche Unwissenheit; vielleicht ließ er sich auch durch die gute polizeiliche Ordnung einwiegen, welche Ovando allerdings aufrecht erhielt; einen starken Ausschlag gaben endlich ohne Zweifel auch die reichbeladenen Gallionen, die in Spanien ankamen. Viermal des Jahres wurde damals auf St. Domingo das Gold geschmolzen. Der Gesammtbetrag stieg ungefähr auf 460,000 Mark.

Vier Jahre lang kam es zu keinem offenen Ausbruche der allgemeinen Unzufriedenheit. Mit der Grausamkeit der Spanier entwickelte sich die Erbitterung der Eingebornen im gleichen Maaße, auf mehreren Punkten brachen sie haufenweise los; die Europäer wurden in verschiedenen Kämpfen geschlagen, die Sieger verweigerten den angebotenen Frieden; bald aber umringt von allen Seiten und unablässig verfolgt von der spanischen Blutgier, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade.

Die Empörung schien nur gedämpft, das Feuer derselben sammelte unter der glühenden Asche neue Kraft. Anacoana, die Fürstin der Provinz Xaragua, der man verrätherische Umtriebe mit flüchtigen Europäern beimessen wollte — sie bedurfte solcher Verbindungen nicht für ihren gerechten Haß gegen die Spanier — traf mächtige Rüstungen, um sich an ihren und des Landes Feinden zu rächen. Mehrere Theilnehmer an der Empörung Roldan's lebten auf dem Gebiet von Xaragua, ohne daß man sich bis jetzt ihrer Personen hätte bemächtigen können; sie waren als Unzufriedene der Aufwiegelung allerdings verdächtig. Ovando, schnell unterrichtet von den erwähnten kriegerischen Vorbereitungen, stellt sich, als wisse er nicht darum, und anstatt zur Vertheidigung zu schreiten, läßt er der Fürstin den Wunsch melden, sie in ihrer Provinz zu besuchen, unter dem Vorwande, den rückständigen Tribut zu erheben. Er nahm 360 Mann Fußvolk und 70 Pferde mit sich auf den Weg. Sei es, daß dieser Antrag die Fürstin wirklich täuschte über seine wahren Gesinnungen, oder daß sie es für vortheilhafter hielt, den Angriff noch zu verschieben; genug, Ovando wurde mit großen Freudensbezeigungen, wie ein höchst willkommener Gast empfangen. Anacoana feierte ihm zu Ehren mehrere Feste, zu denen sie die vornehmsten Einwohner und ihre nächsten Diener einlud. Nach einer andern Nachricht veranstaltete Ovando selbst ein Fest, um in der Mitte der herbeigerufenen Eingeborenen ihnen öffentlich für die gefundene Aufnahme zu danken. Das arglose Volk war von allen Seiten herbeigeströmt,

es suchte das Vergnügen und fand den Tod; denn plötzlich verwandelte sich der Schauplatz der gehofften Freude in einen Sitz des Schreckens, die Spanier rückten zum Kampf an, und während das Fußvolk die Zugänge besetzte, stürzte Ovando mit den Reitern auf die Wohnung der Fürstin los, die unter den Ihrigen nicht einmal durch den schnellen Anlauf beunruhigt worden war, so wenig hatte sie irgend eine Gefahr besorgt. Bald sah sie mit Entsetzen den verderblichen Irrthum ein; sie wurde sogleich fortgeführt; die andern, welche nicht in den rings umher verbreiteten Flammen umkamen, unter ihnen viele Vornehme, starben durchs Schwert und Anacoana selbst endigte am dritten Tage ihrer Gefangenschaft auf dem Blutgerüst. Dieser einzige Zug reicht hin, dem Ovando das Siegel der Verwerfung aufzudrücken, mögen ihn auch die Lobredner aus seinem Volke den klügsten und gerechtesten aller Gouverneure nennen. War er klug, so mußte er die unausbleiblichen Folgen eines so empörenden Wortbruchs fürchten, durch den er gleichsam der ganzen Bevölkerung den Tod verkündigte; war er gerecht, so konnte er unmöglich das Gesetz des Krieges, welches nur den offenen Kampf erlaubt, auf eine so banditenmäßige Weise unter die Füße treten. Es scheint überhaupt, daß er zwischen den Eingebornen und Spaniern eine Demarkationslinie zog, die es ihm unmöglich machte, jene noch als Menschen gelten zu lassen; nur daraus läßt sich die Verschiedenheit seines Betragens erklären, das sonst in mancher Hinsicht Lob verdient. Anfänglich war er wirklich darauf bedacht gewesen, das Schicksal

der Insulaner zu mildern, später mochte die gefährliche Lage der Spanier, die von Tage zu Tage schlimmer wurde, ihn zu unnatürlichen Gewaltschritten fortreißen. Wenigstens beweisen die verrätherischen Mordanschläge, die er gegen die Bewohner von Xaragua ausführte, daß er einen Krieg mit ihnen für so gefährlich hielt, daß ihm kein Mittel zu schlecht dünkte, um seinen Zweck zu erreichen. Die näheren Umstände dieser angeblichen Verschwörung haben sich nicht aufgeklärt, nur die Gewaltthat Ovando's ist in der Hauptsache gewiß, wenn auch auf einzelnen Nebenumständen Dunkel ruht.

Nach dieser furchtbaren Metzelei verflossen drei Jahre, ohne daß die Ruhe bedenklich gestört wurde. Erst 1506 brach unter der Verwaltung Ovando's in der Provinz Hyguey eine neue Empörung aus, die nur nach einem hartnäckigen Kampfe, und nach Zerstörung einer Feste und der Hinrichtung des Caziken Kotubanama, des letzten fürstlichen Sprößlings, durch Esquibel gedämpft werden konnte. Von jetzt an hatten die Martern der Eingebornen keine Grenzen mehr, sie überschreiten jede Macht der Vorstellung, um so mehr der Beschreibung, wenn es gilt, die tobende Sündfluth des Elends vollkommen zu erschöpfen. Man kettete die Verzweifelten paarweise aneinander, strafte unbedeutende Fehler mit Verstümmelungen, ersetzte An- und Zurechtweisungen durch Peitschenhiebe, so daß die Unglücklichen den Tod als die höchste Gnade erflehten, und eben so viele durch Selbstmorde untergingen, als durch die würgende Faust der Spanier. Von der

Million Seelen, welche die Insel zur Zeit ihrer Entdeckung gezählt haben soll, waren 1507 nur noch 60,000 übrig; diese ungeheure Abnahme der Bevölkerung ist der sicherste, aber auch schreiendste Beleg für die europäische Vertilgungswuth. „Die Zusammengebundenen" — so erzählt der scharfblickende, menschenfreundliche, wenn auch zuweilen einseitige Raynal — „zwang man durch Schläge, unter dem Druck ihrer Lasten wieder aufzustehen. Beide Geschlechter hatten nur einen verstohlenen Umgang; die Männer kamen in Bergwerken um, die Weiber erlagen in ihrer Schwachheit den Beschwerden der Feldarbeit. Eine ungesunde, unzulängliche Kost rieb vollends den von ungewohnten Anstrengungen ausgemergelten Körper auf. Die Milch versiegte in den Brüsten der Mütter, sie verschmachteten vor Hunger und Erschöpfung, indem sie ihre todten oder sterbenden Kinder gegen den vertrockneten Busen drückten. Die Väter vergifteten sich, erhängten sich an Bäumen, nachdem sie ihre Söhne und Gattinnen durch dieselbe Todesart von den Qualen des Lebens befreit hatten; ihr Geschlecht ist nicht mehr."

Die Spanier fürchteten nicht ohne Grund, daß dieser ungeheure Menschenverlust in seinen reißenden Fortschritten ihnen die Quellen der eignen Erhaltung und Wohlfahrt entziehen könne; zur Arbeit hatten sie selbst wenig Lust; auch reichte ihre geringe Anzahl für ihre Habgier nicht aus. Unter diesen drohenden Umständen verfielen sie in ihrer Grausamkeit auf den Gedanken, die Bewohner der benachbarten lucayischen Inseln ihrem mütterlichen

Boden zu entreißen, um sie auf St. Domingo in das Joch der Sclaverei zu spannen. Gewalt und Lüge waren dabei ihre Werkzeuge, und diese Ruchlosen, die im Namen des Gottes des Friedens schon so viele Ströme von Blut vergossen hatten, mißbrauchten nun auch noch die Religion durch den frevelhaftesten Betrug zu einer Maske ihrer verbrecherischen Absichten. „Verlaßt euer Geburtsland," sagten sie den bezeichneten Nachbarstämmen, „kommt zu uns herüber, ihr werdet innerhalb unseres köstlichen Gebietes nichts mehr zu wünschen haben, die Gottheit von Angesicht zu Angesicht sehen und die Schatten eurer Vorfahren wiederfinden." Die umwohnenden treuherzigen Insulaner folgten zu Tausenden den verführerischen Lockungen, nach einem Lande, wo Teufel in Menschengestalt auf sie lauerten, um ihre gutmüthige Zuversicht mit Sclaverei, Martern aller Art, und einem frühen und gewaltsamen Tode zu lohnen. Man hatte Ferdinands Einwilligung zu diesem Unternehmen erhalten durch die Vorspiegelung, in unmittelbarer Nähe mit einem um so größeren Erfolge an der Bildung und dem christlichen Seelenheile der neuen Pflanzer arbeiten zu können. Dieser Kunstgriff war überflüssig, um einen König zu gewinnen, dessen erstes Gesetz die Politik eines rücksichtslosen Eigennutzes war.

Ovando hatte während der Zeit seiner Herrschaft das Augenmerk nicht bloß auf den Bergbau gerichtet; er sah sehr bald ein, daß der gesellschaftliche und sittliche Zustand der Colonie so lange nicht gedeihen könne, als die ausnehmende Fruchtbarkeit

des Bodens unbenutzt blieben. Ihm verdankt St. Domingo die Begründung der ersten Zuckerpflanzungen und somit eine von den Grundlagen seines spätern Gedeihens. Peter von Atença hatte das erste Zuckerrohr von den canarischen Inseln herübergebracht; die damit angestellten Versuche gelangen über alle Erwartung, und von dieser Zeit an nahm der Eifer für diesen bisher unbekannten Zweig des Einkommens merklich zu. Um Ovando unparteiisch zu beurtheilen, darf man seine Stellung zum Könige nicht übersehen. Dieser hatte zahlreiche Schaaren von Eingebornen wie Heerden an seine Hofleute und besonders an seine Günstlinge verschenkt; sie verkauften oder verpachteten das königliche Vermächtniß des schändlichsten Menschenwuchers wieder an Andere, die in der möglichsten Steigerung ihres Gewinnes weder Maaß noch Ziel kannten, und die blutsaugenden Vampyrn weit übertrafen. Ovando wollte entweder gegen solche Beispiele nicht zu stark abstechen, oder er hielt unter diesen störenden Einflüssen eine durchgreifende gemeinnützige Verwaltung für ein Unding, oder er überließ sich fessellos seiner Natur, die er sonst in einem gleißenden Licht gezeigt hatte; kurz, er verpachtete nun seinerseits auch den Fischfang, die Jagd, die Salzwerke des Landes, bis ein Befehl Ferdinands, hervorgerufen durch die öffentlichen Klagen, dem Unwesen ein Ende machte.

Diego, Sohn des Columbus, behauptete um diese Zeit seine Ansprüche auf die Stelle eines Vicekönigs mit großem Nachdruck und vieler Kühnheit, indem er sich ohne Weiteres an den Rath von In-

dien wandte und vor diesem sein gutes, altes Recht gegen Ferdinand durchzusetzen suchte. Die Richter entschieden für ihn; ihre strenge Unparteilichkeit würde noch einen angenehmeren Eindruck machen, wenn man dabei vergessen könnte, daß Diego diesen überraschenden Erfolg großen Theils den bedeutenden Verbindungen zu danken hatte, in die er durch eine glänzende Heirath gelangt war. Ovando mußte ihm Platz machen; er trat 1509 als Vicekönig mit einer Pracht und einer Vollmacht auf, wie man diese dort bis dahin noch nicht gekannt hatte. Seine Regierung war weder kraftlos noch gewaltthätig; er zeigte eben so viel Neigung als Geschick, das Glück der Kolonie zu befördern, wurde aber in seinen wohlgemeinten Bestrebungen durch die Spannung der Verhältnisse und durch die Ränke der angestellten Unterbehörden vielfach gehemmt.

Sein Oheim Bartholomäus starb 1514 mit dem Ruhme eines unbescholtenen, talentvollen, tüchtigen Mannes; über seine bestimmtere Theilnahme an den öffentlichen Geschäften auf St. Domingo schweigt die Geschichte.

Die Vertheilungen der Indianer, die sogenannten Repartimentos, bildeten jetzt einen eignen Zweig der Verwaltung, den Roderigo Albuquerque, der Verwandte eines königlichen Ministers, in seinen unreinen Händen hatte. Eingriffe, Beeinträchtigungen, Widersetzlichkeiten aller Art verleideten dem Vicekönig einen längern Aufenthalt dergestalt, daß er freiwillig von einem Posten abstand, den er nicht mit Würde bekleiden konnte. Vor seiner Abreise nach Spanien setzte er eine Ver-

waltung ein, wie sie die Umstände erlaubten, nicht, wie dieselben sie erforderten.

Albuquerque, der ihn ablöste, übertraf an Grausamkeit und Erpressungen alle seine Vorgänger; seine Armuth war noch ein besonderer Stachel seiner Habsucht. Die Zahl der Eingebornen betrug jetzt nicht mehr als 15,000, welche Albuquerque truppweise versammeln und öffentlich versteigern ließ.

Die Kolonie war an einem Abgrunde, dessen Tiefe die Missionäre längst bemerkt hatten; unter ihnen nahmen besonders die Dominikaner das grenzenlose Elend der Eingebornen zu Herzen; sie sprachen laut gegen die Sclaverei derselben, die alle Segnungen der Religion verschlang; sie fühlten, daß ihre Sendung an die Lebendigen und nicht an die Todten lautete, denn geschah der Verheerung nicht schnell Einhalt, so waren sie zuletzt selbst überflüssige Personen. Die Franziskaner machten dagegen die Sache des Eigennutzes und der Unterdrückung zu der ihrigen, und entschuldigten das Uebel, wie alle herzlose Schwächlinge, mit der Unmöglichkeit, es abzuwenden.

Als Fürsprecher der Unterdrückten stand damals ein Mann auf, der seinen Namen mit Engelszügen auf die Tafeln der Geschichte geschrieben hat; seine Begeisterung für die unvertilgbaren Rechte der Menschheit war so unauslöschlich, daß sie kalten Seelen Schwärmerei dünkte; seine Beharrlichkeit konnte kein Hinderniß ermüden; von dieser Seite glich er Columbus; seine Beredtsamkeit erschütterte auch die Unempfindlichsten; sie flammte

in der Nähe des Throns, wie auf dem ausgestorbenen Domingo; dieser vom Himmel gesandte Apostel der Freiheit und Liebe war Las Casas. Er hatte Columbus auf seiner zweiten Reise begleitet, seitdem das namenlose Elend der Eingebornen mit eigenen Augen in seinem tiefsten Grunde kennen gelernt, und alle Mittel, alle Anstrengungen, alle Gründe der Vernunft, der Menschlichkeit, der Religion bei dem Gouverneur, den Behörden und Kolonisten vergebens aufgeboten, um seinen preisgegebenen Freunden ein besseres Schicksal zu bereiten. Es war ihm früher zwar gelungen, durch seine persönliche Gegenwart und die Kraft der siegenden Wahrheit dem Könige Ferdinand, der, dem Grabe nahe, die Vergeltung der Ewigkeit mehr als vorher zu fürchten anfing, günstigere Gesinnungen gegen St. Domingo einzuflößen; aber auch die zweckmäßigsten Verordnungen hatten das eilende Verderben nicht aufhalten können. Zu diesen Verfügungen gehört die Freigebung der Indianer im Dienste der Spanier, die Absendung dreier Aufseher in Verbindung mit dem Rechtsgelehrten Zuazo, und die Ernennung des Las Casas zum Beschützer der Unterdrückten, der als solcher das überall wachsame Auge der Colonie vorstellen sollte. Mehrere Vorschriften gingen dabei mit löblicher Aufmerksamkeit ins Einzele, und wären sie ausgeführt worden, sie hätten nothwendig die Insel retten müssen. Allein von Worten bis zu Thaten ist ein weiter Sprung, und so schimmerte denn auch hier eine glücklichere Zukunft nur in einer lichten Wolke heran, die bald darauf wieder in der dicken allgemei-

nen Finsterniß verschwand. Die weite Entfernung von Spanien, die eine strenge unmittelbare Aufsicht unmöglich machte; die Furcht vor der gänzlichen Unabhängigkeit der Eingebornen, wenn sie unter erträglichern Bedingungen ihre Kräfte kennen lernten; die Schwierigkeit, auf die Dauer einen wohlfeilen und hinreichenden Ersatz für die entsetzliche Blutarbeit der Sclaverei zu finden, und vor allen der unermeßliche Eigennutz der Spanier; diese Umstände zusammen genommen erklären vollkommen, warum das Vorhaben einer Verbesserung nicht viel mehr blieb als ein Gedanke, ein Wunsch, den man der Colonie für einige Augenblicke des Trostes zuwarf.

Niemand hatte bei diesen fruchtlosen oberflächlichen Versuchen der Abhülfe mehr gelitten als Las Casas; darum wollte er das Verderben in seinem Mittelpunkte angegriffen und weggeräumt wissen; in dieser Absicht erschien er jetzt wieder am spanischen Hofe vor dem neuen Könige Karl I.

„In welchem Lande der Welt — rief er ihm in die Seele — haben die Apostel und apostolischen Männer je vermeint, ein Recht auf das Leben, die Güter und die Freiheit der Ungläubigen zu haben? Welche seltsame Weise, das Evangelium zu predigen, dieses Gesetz der Gnade und Heiligkeit, das uns aus der Dienstbarkeit des Teufels zu der Freiheit der wahren Kinder Gottes führt, und auf der andern Seite freigeborne Menschen in die Sclaverei zu stürzen, Unschuldige mit Peitschenhieben zu zerfleischen, deren ganzes Verbrechen darin besteht, daß sie unter den aufgelegten drückenden Arbeiten

erliegen; ihr Land mit Blut zu überschwemmen, ihnen die ersten Nothwendigkeiten zu rauben und durch die schändlichsten Ausschweifungen Aergerniß zu geben! Das ist es, was man Ew. Majestät verbirgt, was ich gesehen habe und worüber mich Niemand Lügen strafen soll. Urtheilen Sie jetzt über die Sache der Indier nach Ihrer Weisheit, Billigkeit und Religion; ich bin versichert, daß diese letztern Ihren Beschluß gut heißen werden."

Die Feuerrede hatte auf den sonst so gefaßten und innerlich abgeschlossenen König einen lebhaften Eindruck gemacht, aber seine Flotte ging in Corunna unter Segel, und ihn erwartete die Kaiserkrone zu Wien. Las Casas konnte nichts weiter erhalten, als die Entfernung einiger Feinde der Eingebornen, und den Befehl, ihre Leiden zu mildern und ihrer gänzlichen Ausrottung vorzubeugen. In dieser äußersten Noth verfiel er auf ein Mittel, das er unter andern Umständen gewiß mit Abscheu von sich gestoßen hätte; sein Herz überwältigte in einer Anwandlung von Schwachheit seinen Kopf; seine rege Phantasie verblendete ihn über die Zukunft, während er sich unumschränkt den Eindrücken der Gegenwart hingab. Er schlug vor, um den Eingebornen eine Erleichterung zu verschaffen, von den afrikanischen Küsten Sclaven einzuführen, die durch ihre gewohnte Beschäftigungen und stärkern Körperbau angreifenden Arbeiten allerdings mehr gewachsen waren. Hatten sie aber nicht dasselbe unveräußerliche Recht der Freiheit, als die Indianer auf St. Domingo? Ist das eine Wohlthat, was mit Grausamkeit erkauft wird? Und war das

Gegenmittel, tiefer betrachtet, nicht eben so schlimm, als das Uebel, welches gehoben werden sollte? *) So schwer ist es selbst den Besten, überall die Liebe mit der Gerechtigkeit zu verbinden; die Fülle ihrer Vereinigung wohnt nur in Gott.

Aber auch die Sclaveneinfuhr aus Afrika, von der die Portugiesen das erste Beispiel gegeben hatten, entsprach keineswegs den dringenden Bedürfnissen. Las Casas that hierauf einen Schritt, über den man lächeln kann, wenn man ihn nach den Grundsätzen der Welterfahrung beurtheilt, der aber darum seinem glühenden Eifer für Menschenwohl und Menschenwürde nicht weniger Ehre macht. Er drang in die Regierung, aus dem Mutterlande Arbeiter herüber zu senden; diese würden, so meinte er, den Einwirkungen des Klima's leichter trotzen, durch Beschäftigung mit dem Anbau des Landes ihre Vermögensumstände wesentlich verbessern, den Geist einer geordneten Thätigkeit verbreiten, und durch diesen endlich auch die Liebe zur Tugend und Religion. Dieser Plan mußte der Regierung, welche die Trägheit, den Gewohnheitstrieb, den Stolz und Eigensinn der Spanier besser kannte als Las Casas, natürlich nur als ein gutmüthiger Traum vorkommen; er wurde unbedingt verworfen, so daß es nicht nöthig ist, den feindseligen Widerstand des

*) Engel hat in der Entzückung des Las Casas, einem Aufsatze seines Philosophen für die Welt, diesen Irrthum des außerordentlichen Mannes mit der edelsten und wärmsten Beredtsamkeit ins Licht gesetzt.

Bischofs von Burgos dabei noch besonders in Anschlag zu bringen. Las Casas ließ sich jedoch in seinen menschenfreundlichen Hoffnungen und Bemühungen nicht entmuthigen; sein Glaube floß aus seiner Liebe und diese war unerschöpflich. Er ging damit um, eine Kolonie, wie er sie aus Spanien erwartet hatte, auf dem festen Lande von Amerika anzulegen; sie sollte in der neuen Welt der alten das Muster einer bessern und glücklicheren Menschheit aufstellen. Kumana war zu dieser gesellschaftlichen Erziehungsprobe ausersehen. Von allen Seiten stieß er auf Hindernisse, er konnte zuvörderst nicht mehr als 200 Kolonisten zusammenbringen und war später nicht einmal im Stande, sie in die Gegend ihrer Bestimmung zu führen. Die Spanier haßten und verfolgten ihn als einen Freund der Indianer, und diese ließen gegen ihn und die Seinigen auf dem fernen Zuge alle die Rache aus, welche die Spanier durch ihre Unmenschlichkeiten und vorzüglich durch ihre räuberischen Kreuzzüge im höchsten Grade verwirkt hatten. So wurde die Kolonie schon im Keime ihres Entstehens das Opfer der beiden erbitterten Parteien; und Las Casas selbst, abgewiesen von jedem Zufluchtsort, abgeschnitten von jeder Hülfsquelle, ohne Freund und ohne Obdach, trat in ein Dominikanerkloster und starb hier seinen zu Grabe getragenen Entwürfen und Erwartungen bald darauf nach. Sein Ende war dem des Columbus nicht unähnlich; in einer zweiten Welt sind sie würdig, einander zu trösten.

1523 erschien Diego Columbus noch einmal auf

dem Schauplatze Indiens und zwar auf Jamaika, um daselbst in Abwesenheit des Gouverneurs einen Aufstand zu stillen. Vor seinem Tode 1525 hatte er noch das Glück, oder besser die Gerechtigkeit erlebt, daß die ihm früher gemachten Zusicherungen auf seine Familie waren übertragen worden. Dazu kam noch die Auszeichnung des Marquisats.

1519 fand eine Hand voll der übrig gebliebenen Insulaner an Valençuela einen tüchtigen Anführer; er widerstand mit ihnen dreizehn Jahre allen Gefahren, allen Angriffen der Spanier, bis es diesen endlich mehr durch Güte als durch Gewalt gelang, ihn zu unterwerfen. Barrio Nuevo unterzeichnete als General und Abgeordneter des Königs Karl einen Vertrag, zufolge dessen Valenzuela, den jetzt Spanien zum Zeichen der Gnade Don Heinrich nannte, mit den Seinigen unter den ehrenvollsten Vergünstigungen in eine Gegend zog, deren Wahl man ihm freistellte; er ließ sich in Boya nieder, dreizehn oder vierzehn Meilen von der Hauptstadt. Noch 1750 lebten einige Abkömmlinge der alten Waffengefährten im Genusse der ihnen verliehenen Vorrechte.

Seit diesem Vertrage geschah bis 1586 nichts Merkwürdiges auf der Insel. In diesem Jahre erschien der berühmte englische Admiral Franz Drake auf Befehl der Königin Elisabeth, bemächtigte sich St. Domingo's, zerstörte es fast von Grund aus, und ließ sich 7000 Pfd. Sterling zahlen für die wenigen Gebäude, die er verschont hatte, mehr gezwungen als freiwillig.

Aus Mangel an Arbeitern war man gezwun-

gen, auf den Bergbau zu verzichten, der jetzt größere Anstrengungen kostete. Die spanischen Kolonisten wurden Seeräuber, und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts betrug die Anzahl der im tiefsten Elende schmachtenden Eingebornen noch nicht 200.

Habsucht, Fanatismus und jede Art des Sittenverderbnisses hatten sich zum Untergange derselben vereinigt, und diese reiche Insel, die, wohl verwaltet, Spanien auf den Gipfel der Macht hätte erheben können, lag wüste und unbebaut.

Da das Verzeichniß von Gouverneuren, die weder etwas Großes noch Gutes gethan haben, nur ein zurückstoßender Auswuchs sein würde, und St. Domingo außerdem durch die Einförmigkeit seiner traurigen Schicksale während eines langen Zeitraums kein neues und besonderes Interesse darbietet; so tritt hier in der Erzählung ein natürlicher Ruhepunkt ein.

Zweite Periode.

Niederlassung der Franzosen auf St. Domingo. — Die Spanier räumen den neuen Ansiedlern den westlichen Theil der Insel ein.

Die Niederlassung einer kleinen Anzahl von Franzosen und Engländern auf der Insel St. Christophe, jener unter Desnambuc, dieser unter Warner, weckte die Aufmerksamkeit der spanischen Re-

gierung. Sie befahl Friedrich von Toledo auf seinem Zuge gegen die Holländer in Brasilien, diese neuen Abkömmlinge zu vertilgen, als ob die neue Welt das ausschließende Eigenthum Spaniens gewesen wäre. Vertrieben von St. Christophe, flüchteten sich diese Abenteurer auf die Schildkröteninsel; einige begaben sich auf die Nordküste von St. Domingo.

Man nannte sie Boucaniers, weil sie das Fleisch, welches sie aßen, nach Art der Wilden am Rauche trockneten, in Orten, die Boucans (Rauchhütten) hießen. Ohne Weiber und Kinder pflegten sich zwei und zwei zusammen zu gesellen, und einander die Dienste zu leisten, die man sich gegenseitig in Familien gewährt. Die Güter waren in diesen Verbindungen gemeinschaftlich, und fielen später jedesmal an denjenigen, der seinen Gefährten überlebte. Diebstahl war unbekannt, obwohl nichts verschlossen wurde; was dem einen abging, nahm er von seinen Nachbarn ohne eine andere Verbindlichkeit, als diese davon in Kenntniß zu setzen, wenn sie gegenwärtig waren, oder im Fall der Abwesenheit sie bei ihrer Rückkehr davon zu unterrichten. Streitigkeiten waren selten und wurden leicht beendigt; wenn die Parteien sie mit Hartnäckigkeit betrieben, so wurden sie durch Flintenschüsse geschlichtet. Hatte die Kugel von hinten oder in die Seite getroffen, so galt dieß für ein Zeichen der Tücke, und man zerschmetterte dem Urheber der vermeinten Meuchelei den Kopf. Jedes Mitglied erhielt bei der Aufnahme in den Bund

einen kriegerischen Namen, der meistens auf seine Nachkommen forterbte.

Ein Hemde, gefärbt mit dem Blute der auf der Jagd erlegten Thiere, schmutzige Pluderhosen, die in Gestalt einer Schürze herabschlotterten, ein gürtelartiges Leder, in dem ein kurzer Säbel nebst mehrern Messern hing, ein Hut, der nur vorn eine Krempe hatte, wo er aufgeschlagen war, Schuhe ohne Strümpfe: dieß war der Anzug der Boucanier. Ihr Ehrgeiz beschränkte sich auf den Besitz einer Meute von 25 bis 30 Hunden und eines Gewehrs, das Kugeln von dem Gewichte einer Unze trug; dieses tüchtig zu handhaben, und jene gut zu führen, war ihr erstes Bestreben.

Sie betrieben keine andere Beschäftigung, als die Jagd der Stiere, die sich außerordentlich vermehrt hatten, seitdem sie von den Spaniern waren herübergebracht worden. Man zog den getödteten die Haut ab, und hielt mit der Jagd oft nicht eher inne, als bis man so viele erlegt hatte, als Jäger vorhanden waren. Dann kochte man einige Stücke Fleisch, und würzte sie mit Piment und Orangensaft; der Genuß des Brodes war unbekannt, Wasser das einzige Getränk. Die Beschäftigung blieb jeden Tag dieselbe, bis man so viel Häute zusammengebracht hatte, als man den Schiffen der verschiedenen Völker liefern wollte, welche diese Gegend besuchten. Die Häute wurden zum Verkaufe nach irgend einer Rhede getragen, und zwar von Söldlingen, die sich in Europa verkauft hatten, um während dreier Jahre als Sclaven in den Kolonien zu dienen. Einer dieser Elenden, dem seine Ernie-

drigung noch so viel religiöses Bewußtsein übrig gelassen hatte, um sich zu erinnern, daß der Sonntag zur Ruhe bestimmt ist, wagte sich gegen seinen Herrn, der ihn an diesem Tage jedesmal beladen fortschickte, mit der Vorstellung heraus, daß Gott diese Beschäftigung verboten habe durch die Worte: Sechs Tage sollst du arbeiten, und am siebenten ruhen. — Und ich, erwiederte der wilde Boucanier, ich sage: sechs Tage sollst du Stiere tödten und sie enthäuten, und am siebenten sollst du die Häute an das Ufer des Meeres tragen.

Leute von einem solchen Character, die in fortwährenden Anstrengungen und dabei alle Tage von frischem Fleische lebten, wußten nichts von körperlichen Schwachheiten und Uebeln; nur flüchtige Fieber, die den nächsten Tag vorüber waren, unterbrachen zuweilen ihre Jagden. Das Klima entkräftete sie aber mit der Zeit unter einem Himmel, der für eine so thätige Lebensweise zu brennend heiß war.

Außer dem Klima hatten sie indessen auch fast keinen andern Feind zu fürchten. Die spanische Kolonie war nur noch ein Schatten gegen die Zeit, als die Flüchtlinge von St. Christophe auf der Schildkröteninsel landeten. Versäumt, vergessen von dem Mutterlande, hatte sie selbst die Erinnerung ihrer frühern Bedeutsamkeit verloren; die wenigen Einwohner vergeudeten die Zeit im Müßiggang. Ihre Sclaven hatten kaum ein anderes Geschäft, als sie in ihren Hamaks *) zu schaukeln.

*) Hamaks sind große Stücke Zeuch, die an 4

Die Flibustier hatten, trotz ihrer abweichenden Beschäftigungen, mit den Boucaniers einen gemeinschaftlichen Ursprung. Wie diese ausschließend der Jagd der Stiere oblagen, so jene der Seeräuberei; dadurch unterschieden sie sich von einander. Sie bildeten kleine Banden von funfzig, hundert, hundert und funfzig Mann; eine größere oder kleinere Barke war ihre ganze Ausrüstung, auf ihr brachten sie sehr häufig Tag und Nacht zu, ausgesetzt allen Widerwärtigkeiten der Atmosphäre, in einem Raum, der kaum zu den nöthigen Schlafstellen ausreichte. In vollkommener Unabhängigkeit haßten sie jede gegenseitige Einschränkung, welche der Zustand der Geselligkeit für das gemeinsame Beste mit sich führt; die Gewalt, die sie ihrem Anführer einräumten, erstreckte sich nicht weiter als bis auf die Macht des Befehls, so lange der Kampf dauerte; war er vorüber, so sank Alles in die größte Verwirrung zurück. Wie die Wilden ohne Furcht vor Mangel, ohne Sorge für Unterhalt, litten sie oft vom grausamsten Hunger und Durst; aber die Noth gab ihrem Muthe einen desto kühnern Schwung. Der Anblick eines Schiffes versetzte sie in eine Art von Wahnsinn und trieb sie augenblicklich zum Angriff. Ihre Tactik bestand in der Kunst des Enterns. Die Kleinheit ihrer Fahrzeuge und die Art, sie zu regieren, schützten sie vor der feindlichen Artillerie. Die Schützen auf dem Vorder-

---

Zipfeln aufgeknüpft werden, und so, wie auf den Schiffen die Hangematten, in den warmen Gegenden von Amerika zu Betten dienen.

theile beschossen die Stückpforten mit so ausnehmender Geschicklichkeit, daß sie die besten, geübtesten Kanoniere in Verwirrung brachten. Hatten sie einmal die Anstalten zum Entern getroffen, so konnte ihnen selten ein noch so großes Schiff entschlüpfen oder widerstehen.

In Zeiten der Noth griffen sie die Schiffe aller Nationen ohne Unterschied an, die spanischen aber bei jeder Gelegenheit. Sie hatten den Spaniern unversöhnlichen Haß geschworen wegen der Grausamkeiten, welche von denselben an den Einwohnern der neuen Welt verübt worden waren. Zu dieser Erbitterung gesellte sich noch ein persönliches Rachgefühl, entsprungen aus dem Verbot der Jagd und des Fischfanges; zu beiden Beschäftigungen glaubten sie mit Grund ein natürliches Recht zu haben; denn obschon ihre Begriffe von Religion und Gerechtigkeit in vielen Fällen seltsam waren, so kann man doch nicht sagen, daß es ihnen gänzlich daran fehlte. Sie bestiegen nie ihre Fahrzeuge, ohne dem Himmel den Erfolg ihrer Unternehmung und den Untergang ihrer Feinde anempfohlen zu haben; sie kamen nie von ihren Rückzügen zurück, ohne Gott für ihren Sieg zu danken, und ihm für ausgeführte Hauptschläge ihre besondere Huldigung darzubringen.

In der ersten Zeit begaben sie sich auf die Schildkröteninsel, um, im Falle eines beträchtlichen Fanges, ihn daselbst zu theilen; in der Folge wandten sich die Franzosen zu gleichem Zwecke nach St. Domingo und die Engländer nach Jamaica. Jeder erhob die Hand, indem er zum Him-

mel emporblickte, und schwur, daß er nichts von der Beute entwendet habe. Wenn einer, was selten geschah, einen falschen Eid geschworen hatte, so setzte man ihn bei der ersten Gelegenheit auf eine wüste Insel aus, als einen der Gesellschaft unwürdigen Verräther. Bei der Theilung wurden die Tapfern, die verstümmelt zurückkehrten, zuerst bedacht. Der Verlust eines Arms, einer Hand, eines Beins, eines Schenkels wurde mit 200 Rthlr. bezahlt; wer im Kampfe ein Auge, einen Finger, eine Zehe eingebüßt hatte, erhielt nur die Hälfte der angeführten Summe. Alle Verwundete bezogen während zweier Monate täglich einen Thaler zum Behufe ihrer Verpflegung; konnte man aus Mangel diese unverbrüchliche Verpflichtung nicht erfüllen, so trat die Mannschaft einen neuen Zug an, um von dem Ertrage der Beute die haftende Schuld zu tilgen.

Nachdem man so die Ansprüche der Gerechtigkeit und Menschlichkeit befriedigt hatte, wurde die noch übrige Beute in so viele Loose getheilt, als die Zahl der gesunden Flibustier betrug. Der Anführer hatte nach der bestehenden Ordnung nur ein Recht auf ein einziges Loos gleich seinen Genossen; er empfing aber als Geschenk drei bis vier, oder noch mehrere, je nachdem man mit seiner Leitung oder persönlichen Tapferkeit mehr oder weniger zufrieden war. War das Fahrzeug nicht Eigenthum der Mannschaft, so bekam derjenige, der es mit Kriegs- und Mundvorräthen ausgerüstet hatte, ein Drittel der Beute. Die Gunst hatte keinen Einfluß bei diesen Theilungen; das Loos entschied durchgängig,

und die Strenge der Gerechtigkeit erstreckte sich selbst bis auf die Todten. Man gab den Antheil derselben ihren ehemaligen Kameraden, weil diese nach dem Gesetze der paarweisen Vereinigung den Verstorbenen beerbten. Hatte der letztere keinen Gefährten, so wurde der ihm gebührende Betrag an seine Verwandten ausgeliefert, wenn diese bekannt waren; widrigenfalls vertheilte man denselben an die Armen und Kirchen, denen damit die Pflicht der Fürbitte zufiel.

Hatte man sich aller dieser Verbindlichkeiten entledigt, so begann das ausgelassenste Vollleben. Der rasende Genuß des Spiels, des Weins, der Weiber, kurz alle Ausschweifungen endigten nur mit dem erworbenen Ueberflusse. Ohne Kleider und ohne Lebensmittel erschienen dann dieselben Leute wieder auf dem Meere, das sie erst kurz vorher bereichert hatte. Der neue Gewinn nahm denselben Weg wie der frühere. Zahllosen Gefahren ausgesetzt, sagten die Flibustier, führen wir ein Leben, das völlig von der Weise der übrigen Menschen abweicht. Wozu sammeln, da wir morgen vielleicht nicht mehr sind? Wir zählen nur auf den Tag, der uns gehört, nicht auf die Unsicherheit des kommenden; wir denken mehr daran, unser Leben zu brauchen, als es zu erhalten. Damit suchten sie ihre eben so unerhörte als tolle Vergeudung zu entschuldigen.

Unter den Flibustiern haben sich mehrere durch ihre außerordentlichen Thaten und seltenen Eigenschaften einen berühmten Namen erworben. Montbar, ein Edelmann aus Languedoc, betrat diese

Laufbahn eines abenteuerlichen Heldenmuthes aus romantischem Schwindelgeist und brennendem Haß gegen die Unterdrückungswuth der spanischen Ansiedler. Als er einst bei einer dramatischen Belustigung einen Franzosen vorstellte, der einen Streit mit einem Spanier auszumachen hatte, entkam der Darsteller der letztern Rolle nur mit genauer Noth dem Tode, so gränzenlos schwärmte seine verwilderte Einbildungskraft in den Gedanken einer fanatischen Rache. Im Besitze eines Schiffes wollte er den Flibustiern seine Dienste anbieten; auf der Ueberfahrt griff er ein spanisches Fahrzeug an, enterte es mit seinen Leuten und durchtobte es zweimal mit dem Säbel in der Faust von einem Ende zum andern unter dem furchtbarsten Blutvergießen; bei Austheilung der Beute wies er jeden Lohn zurück, denjenigen ausgenommen, womit ihn der Anblick der zahlreichen erschlagenen Feinde beseligte, denn das Verderben der Spanier war sein Himmel. Montbar setzte später als Anführer der Flibustier durch seine unwiderstehliche Tapferkeit auch die kühnsten seiner Leute in Erstaunen, er blieb bei ihnen während seines ganzen Lebens; die Furcht der Spanier legte ihm den Namen des Vertilgers (Exterminador) bei.

Noch größern Ruf erlangte Morgan der Welsche, entsprossen aus einer angesehenen Familie in Glamorganshire, die er frühzeitig aus unruhigem Thatendrange verließ, um, nach der damaligen Art zu reden, sein Glück zu machen. Er schiffte sich nach Westindien ein, verdungen an einen

dortigen Pflanzer, dem er die vier festgesetzten Jahre treu diente; nach Verlauf derselben schloß er sich an die Flibustier an, und erhob sich bei ihnen schnell durch Muth und Talent. Seine erste große, sehr planmäßig ausgeführte That war die Einnahme von Porto bello, das später der Admiral Vernon nur mit vieler Anstrengung erobern und zerstören konnte. Unter den mannigfaltigsten Hindernissen zur See und zu Lande setzte sich Morgan in den Besitz von Panama, wo ungeheure Schätze aufgehäuft lagen. Hier verlor er sein Herz an eine Dame. „Mein Vermögen und meine Freiheit, welche von andern abhingen, habt ihr bereits" — so rief sie ihm entgegen — „aber für meine Ehre will ich selbst sorgen." Bei diesen Worten zog sie einen Dolch hervor, und wollte Morgan damit durchbohren; er wich dem Stoße glücklich aus, und so sehr ihn auch die Leidenschaft verzehrte, nahm er doch weiter keine Rache, sondern ehrte die muthige, tugendhafte Schönheit durch die schwerste Selbstüberwindung. Er entfernte sich so schnell von dem Gegenstande der heftigsten Neigung, daß seine Gefährten ihm nicht sogleich zu folgen vermochten. Nach dem zwischen England und Spanien geschlossenen Frieden siedelte er sich auf Jamaica an, entwickelte hier als Pflanzer den löblichsten Fleiß, und stieg als ruhiger Landwirth zu demselben Ansehen, das ihn als unternehmenden Seehelden ausgezeichnet hatte. Zum öffentlichen Zeichen der erworbenen Achtung und Zufriedenheit erhielt er Antheil an der Regierung der Insel, und später sogar die Stelle eines Gouverneur-Lieutenants

6*

von Jamaica und den Ritterschlag. Er soll sich auch in diesen glänzenden Verhältnissen seinen verschiedenen Pflichten mit Eifer, Klugheit, Freigebigkeit und Milde unterzogen haben, wie denn das Auge der Unparteilichkeit auch in seinen Briefen den Mann von Kopf und Herz erkennen muß. Drei Jahre vor seinem Ende wurde er auf Ansuchen des spanischen Königs unter Jacob dem zweiten in den Tower gebracht; die Beschuldigungen gegen ihn müssen nicht schlagend gewesen sein, da man nicht wagte, ihm den Prozeß zu machen oder ans Leben zu greifen. Manche Schriftsteller haben bei der Schilderung dieses seltenen Kraftmenschen der Leidenschaft und dem Interesse ihres Landes Gehör gegeben; sie stellen Morgan nicht selten als ein wüthendes Ungeheuer dar, fremd allen Empfindungen der Menschlichkeit; wenn es aber auch Schattenzüge in seinem Leben giebt, die von einer räuberisch hausenden Gesellschaft unzertrennlich sind; so soll man darüber doch auch nicht die Lichtseiten seines originellen Characters vergessen.

Ein anderes berühmtes Haupt der Flibustier war Peter, zubenannt der Große. Mit einem einzigen Schiffe, das nur 28 Mann an Bord hatte, besiegte er einen spanischen Viceadmiral.

Noch verdient van Horn, aus Ostende gebürtig, eine besondere Erwähnung. Seine Tapferkeit erhöhte er noch durch den Ruhm strenger unerbittlicher Mannszucht; er führte den Befehl über eine Fregatte, die sein Eigenthum war. In der Hitze des Kampfes schien er allgegenwärtig zu sein; bemerkte er, daß jemand bei dem unerwarteten Don-

ner einer Kanone zusammenfuhr, so tödtete er ihn als einen Feigen auf der Stelle. Die Ehrfurcht vor seinem alles zermalmenden Muthe stieg bei den Braven bis zur Vergötterung; sie fand in der Großmuth, mit welcher er die Beute theilte, noch einen andern Nahrungsstoff der Bewunderung.

Die Niederlassung dieser Abenteurer auf der Schildkröteninsel beunruhigte den Hof von Madrid. Aus Furcht vor dem weitern Fortschreiten so kühner Nachbarn hatte er den Befehl gegeben, die neue Kolonie zu zerstören. Der spanische Anführer wählte für die Ausführung dieses Auftrags einen Zeitpunkt, wo die meisten und tapfersten Bewohner der Schildkröteninsel auf dem Meere oder auf der Jagd waren; er ließ die Zurückgebliebenen oder Zerstreuten hängen oder über die Klinge springen, mit aller der Grausamkeit, die damals den spanischen Namen schändete; hierauf zog er ab, ohne eine Besatzung zurückzulassen, überzeugt, daß die eben vollzogene Rache eine solche Maßregel der Vorsicht nicht erheische.

Als die Banden der Boucanier und Flibustier die Vorgänge auf der Schildkröteninsel erfuhren, und zugleich vernahmen, daß man auf St. Domingo ein fünfhundert Mann starkes Corps zu ihrer weitern Verfolgung bilde; so sahen sie ein, daß sie ihrem Untergange nur durch eine innigere und festere Verbindung ausweichen konnten. Jeder opferte demnach seine persönliche Unabhängigkeit der gemeinschaftlichen Sicherheit auf; der Engländer Willis, der sich durch seine Klugheit und Tapferkeit bei mehrern Gelegenheiten ausgezeich-

net hatte, trat an die Spitze der neuen strengern Ordnung. Unter diesem Anführer wurde die Schildkröteninsel gegen Ende des Jahres 1638 wieder erobert, und um diesen Besitz für die Zukunft zu sichern, legte man Festungswerke an.

Die Verfassung der Kolonie, welche nun eine regelmäßige Gestalt annahm, führte Zerwürfnisse herbei, die sie in den Zeiten der Gesetzlosigkeit nicht gekannt hatte. Die Franzosen empfanden bald die Parteilichkeit des Nationalgeistes. Willis, der, um die Herrschaft des Gesetzes zu gründen, eine beträchtliche Zahl seiner Landsleute herbeigezogen hatte, behandelte die übrigen Kolonisten als Unterthanen. Der Befehlshaber de Poinci, Generalgouverneur der Inseln im Winde, benachrichtigt von den Klagen der französischen Flibustier, ließ auf der Stelle von St. Christophe vierzig Mann aufbrechen, zu denen noch funfzig als Verstärkung von der Küste St. Domingo stießen. Dieser bewaffnete Haufen landete auf der Schildkröteninsel, und in Verbindung mit den Ansiedlern aus ihrem Volke forderten sie die Engländer auf, sich zu entfernen. Diese, welche ein so unerwartetes und kräftiges Verfahren in Verwirrung setzte, und die stolze Zumuthung als Beweis einer größern nachrückenden Macht ansahen, räumten die Insel, um nie wieder auf dieselbe zurückzukehren.

Das einzige Hinderniß, welches der Sicherheit der neuen Kolonisten in den Weg trat, war die spanische Regierung in den Antillen. Die Corsaren, welche täglich von der Schildkröteninsel ausliefen, verursachten derselben beträchtliche Verluste.

Ihre Ehre verlangte eben so sehr als ihr Vortheil die Erdrückung des Feindes in der Wiege seines Wachsthums. Dreimal gelang es den Spaniern, sich der Insel zu bemächtigen, die den gefährlichen und verwegenen Freibeutern als Zufluchtsort diente, und dreimal wurden sie wieder von derselben vertrieben; endlich blieb sie im Besitz der französischen Ansiedler, die sie so lange behielten, bis sie auf St. Domingo dergestalt Fuß gefaßt hatten, daß eine so kleine Niederlassung ihnen nicht mehr wünschenswerth sein konnte.

Die Fortschritte der Sieger waren langsam; nur erst 1665 richtete der Mutterstaat seine Blicke auf dieselben. Freilich schwärmten mehrere Seeräuber und Jäger von einer Insel zur andern, aber die Zahl der Anbauer, in denen die eigentliche Kraft der Kolonie bestand, stieg nicht über 400. Man fühlte die Nothwendigkeit einer stärkern Ansiedelung. Bertrand Dogeron, ein unbemittelter Edelmann aus Anjou, erhielt um diese Zeit die Leitung der Kolonie; man konnte das schnellere und kräftigere Gedeihen derselben in der That keinem tauglichern Manne anvertrauen. Spanien faßte von nun an ernstlichere Besorgnisse für den fortdauernden Besitz der Insel; denn die Berührung mit einer bedeutenden Macht des europäischen Festlandes schien bei weitem gefährlicher, als di. Nähe herumschweifender Rotten, die keine feste Eroberung, sondern nur eine flüchtige Beute suchten.

Frankreich war übrigens nicht der einzige Feind, den Spanien in Westindien zu fürchten hatte; schon 1655 war eine englische Expedition auf Ver-

anstaltung Cromwells nach den Antillen abgegangen und vor der Stadt St. Domingo zum Angriffe erschienen. Die Einwohner hatten sich bei dem Anblicke des zahlreichen Geschwaders, das Penn befehligte, und der 9000 Mann starken Landungstruppen, die Venables anführte, in die Wälder geflüchtet; die Fehler des Feindes machten den Einwohnern Muth; sie kehrten zurück und zwangen die Engländer zu einem schimpflichen Abzuge. Die Insel dankt ihre Rettung hauptsächlich den verkehrten, unzusammenhängenden Maßregeln des Feindes.

Dogeron hatte funfzehn Jahre als Seesoldat gedient, ehe er zum ersten Male in der neuen Welt auftrat; seit seiner Ankunft bis zum Jahre 1665, wo er Gouverneur der Kolonie wurde, war er troz der besten Entwürfe in der Schule des Unglücks mannigfach geprüft worden; seinen klugen und standhaften Betragen unter den mißlichsten Verhältnissen, so wie der Achtung und Zuneigung seiner Landsleute auf St. Domingo und der Schildkröteninsel, verdankte er seinen gegenwärtigen Posten.

Er schlug den Siz seiner Regierung auf der Schildkröteninsel auf. Hispaniola zählte damals ungefähr 14,000 Spanier, Mestizen oder freie Mulatten; die Zahl der Sclaven war weit ansehnlicher, die zweitausend Flüchtlinge ungerechnet, die in den Wäldern lebten. Die Hauptstadt St. Domingo enthielt etwa 500 Häuser; man hatte jene seit dem feindseligen Versuche der Engländer mit Mauern umgeben; drei Festen dienten zu ihrer Vertheidi-

gung, wovon noch eine übrig ist, natürlich in sehr verändertem Zustande.

St. Jago war nächst St. Domingo der einzige bedeutende Platz, bevölkert von Kaufleuten und Arbeitern.

Die französischen Besitzungen umfaßten einen schwachen Streifen der Nord- und Westküste. Die Schildkröteninsel war noch immer der Haupt- und Mittelpunkt für die Entwickelung der Kolonie. Gegen den Friedenshafen zu hatte man angefangen, den Boden urbar zu machen; der Hafen Margot zählte einige Bewohner, die sich mit dem Anbau des Orleansbaumes und des Tabaks beschäftigten. Leogane, wo sich die Holländer einige Jahre vorher niedergelassen hatten, und woraus sie von den Spaniern waren vertrieben worden, diente den Corsaren gleichfalls zum Schutze; indessen wog die beste dieser drei Niederlassungen den schlechtesten Flecken der spanischen Besitzungen nicht auf, und dennoch bedrohten jene schon die letztern.

Die Ernennung eines französischen Gouverneurs erneuerte und steigerte die Unruhe des spanischen Kabinets; es schickte sich wieder, aber etwas spät, zum Widerstande gegen die Fortschritte der Flibustier an.

Ein alter flamändischer Offizier Van Delmof wurde nach St. Domingo gesandt. Im Augenblicke seiner Ankunft entdeckte er einen beträchtlichen Haufen von Feinden, nahe bei Gonaives, in der sogenannten verbrannten Savane. Sogleich brach er an der Spitze von fünfhundert auserlesenen Leuten auf, in der Hoffnung, durch einen

schnellen Marsch die Ueberrumpelung zu vollenden. Ein Flibustier, der an dem Fluß Artebonite jagte, gewahrte die Spanier, welche fast am Ziele waren. Kaum hundert seiner Kameraden konnten in diesem entscheidenden Augenblicke zusammengebracht werden; dennoch gingen sie auf die Spanier los, ohne sie zu zählen, tödteten Van Delmof nach den ersten Schüssen, und nachdem sie, ohne einen Fuß breit zu weichen, einen langen und furchtbaren Kampf ausgehalten, behaupteten sie zuletzt die Oberhand.

Zuweilen befleckte die Erbitterung und Siegestrunkenheit die glücklichen Waffen der Flibustier, oft war aber auch ihre Grausamkeit ein Werk erzwungener Gegenwehr.

Dieser lebhafte und blutige Krieg, gewöhnlich günstig für die Franzosen, versetzte ihnen mitunter auch empfindliche Schläge; denn mehr als einmal wurden sie von den Spaniern überfallen und niedergemacht, wenn sie diesen oder jenen erhaltenen Vortheil, nach ihrer gewohnten Weise, durch sorglosen und unmäßigen Genuß feierten. Dessenungeachtet traten die spanischen Niederlassungen mit jedem Tage gegen die französischen tiefer in Schatten zurück; als Ogeron mit ihrer Pflege beauftragt wurde, sollten diese endlich durch ihn einen Halt erlangen, der im Stande wäre, die Aufmerksamkeit des Kabinets von Versailles zu rechtfertigen. Die Aufgabe des Gouverneurs war sehr schwer. Es kam darauf an, wilde Seelen, die bis dahin in einer völligen Unabhängigkeit gelebt hatten, in die Bande der Ordnung zu fügen; Soldaten, die

nur im Raube ihr Vergnügen und ihre Ehre fanden, an Arbeit zu gewöhnen, und endlich dem Vorrecht einer ausschließenden Gesellschaft, die 1664 für alle französische Niederlassungen gegründet war und die indische hieß, Menschen zu unterwerfen, welche bis dahin einen freien Handel mit allen Völkern getrieben hatten. Es war nicht genug, alle diese Opfer zu erhalten; die Milde eines väterlichen Ansehens mußte auch neue Bewohner in ein Land locken, dessen Klima eben so verschrien als die Fruchtbarkeit desselben noch unbekannt war.

Dogeron trotzte im Gefühl seiner Kraft der Meinung aller Kleinmüthigen, die an dem Gelingen seiner Unternehmung zweifelten. Durch seinen frühern Umgang mit eben den Leuten, die er jetzt regieren sollte, hatte er die Mittel gelernt, sie zu gewinnen. Die Flibustier, getäuscht in den Hoffnungen, die sie auf ihre Unterhandlungen mit Frankreich gesetzt hatten, waren entschlossen, vortheilhaftere Küstengegenden aufzusuchen. Dogeron hielt sie zurück, indem er ihnen den Antheil an der Beute überließ, auf welchen er vermöge seiner höhern Stellung ein Recht hatte; zugleich wirkte er ihnen bei den Portugiesen die Vollmacht aus, auf die Spanier Jagd machen zu dürfen, selbst nachdem diese beiden Völker Frieden geschlossen hatten. Dieß war das einzige Mittel, dem Vaterlande Menschen zu gewinnen, die weit eher bereit waren, dessen Feinde zu werden, als dem Plündern zu entsagen. Die Boucaniers oder Jäger, die sich nur Unterstützung wünschten, um Wohnungen anlegen zu können, erhielten zinsfreie Vorschüsse aus seiner

Kasse oder durch seinen Credit. Die Landbebauer, an denen er mit besonderer Vorliebe hing, ermunterte er durch alle Begünstigungen, die seiner erfinderischen und belebenden Thätigkeit zu Gebote standen.

Diesen glücklichen Veränderungen fehlte nichts als ein fester Bestand. Es gab in der neuen Niederlassung nicht ein einziges Frauenzimmer, sie konnte ohne Verbindung mit dem zweiten Geschlecht auf die Länge unmöglich dem Untergange ausweichen. Diese unvermeidliche Gefahr erkannte Dogeron sowohl in ihrer Nähe als Größe. Um die Liebe zum Eigenthum bei diesen Leuten zu wecken, denen die Gegenwart Alles und die Zukunft nichts galt, suchte er sie mit dem Genusse des Familienlebens zu befreunden. Er forderte vom Mutterlande Weiber für sie; man sandte funfzig herüber, und fügte die Versicherung hinzu, daß man noch andere bewegen würde, dem Beispiele dieser Vorgängerinnen zu folgen. Die Zahl derselben war zu klein, als daß sie hätte ausreichen können; eine Vertheilung würde Eifersucht unter den Kolonisten und Haß gegen den Gouverneur erregt haben; Dogeron wußte sich zu helfen; das Recht zu heirathen wurde öffentlich versteigert und jedes neu angekommene Frauenzimmer mit dem Meistbietenden verehlicht.

Nur auf diese Weise, sagt Raynal, ließ sich die ungestümste Leidenschaft befriedigen, ohne Streitigkeit zu erregen und das Blut des Menschengeschlechts fortpflanzen, ohne es zu vergießen. Nach und nach mehrten sich die einwandernden Frauen-

zimmer, die Heirathen wurden durch sie weniger selten und kostspielig, aber bei diesem Bevölkerungsplane mußte nothwendig der wohlthätigste Zweck desselben verloren gehen. Die neuen Kolonisten erwarteten aus ihrem Vaterlande Lebensgefährtinnen, die im Stande wären, Achtung und Neigung einzuflößen; allein Frauenzimmer aus gesitteten und arbeitsamen Familien hatten einem so weiten und abenteuerlichen Rufe zur Ehe nicht folgen wollen, aus Furcht vor den Gefahren der Ueberfahrt, des zehrenden Klima's und einer gänzlichen Unbekanntschaft mit den Männern, die ihrer harrten, und welche ihnen die Zunge des Gerüchts keineswegs in anziehenden Farben schildern mochte. Der größte Theil der weiblichen Ankömmlinge bestand sonach aus Lustdirnen, dem Auswurfe Frankreichs; mehrere unter ihnen schlugen die Ehe aus Liebe zur Ungebundenheit aus, und verpflichteten sich nur auf drei Dienstjahre. Diese Art, das Mutterland durch Ansteckung der Kolonie zu reinigen, zog so große Unordnungen nach sich, daß man von diesem verderblichen Hülfsmittel abstand, aber ohne den dringenden Bedürfnissen, die man dadurch hatte befriegen wollen, auf eine andere und zweckmäßigere Weise entgegen zu kommen. Diese Versäumniß hielt nicht nur die Fortschritte der Bevölkerung auf, sondern verschlimmerte auch den sittlichen Zustand der Insel, der durch jene verworfenen Frauenzimmer mit einer Auflösung aller Zucht und Scham drohte. Was würde Dogeron nicht unter günstigern Verhältnissen gelungen sein, da seit seiner Ankunft binnen vier Jahren, trotz so vieler und großer

Hemmungen, die Zahl der Kolonisten von 400 auf 1500 gestiegen war? Die meisten kamen aus Frankreich, in der Hoffnung, ihr Glück zu machen; einige wollten den Folgen ihrer unregelmäßigen Aufführung entgehen, oder Besserung versuchen.

Die neuen Einwohner setzten sich längs der Nordküste zwischen dem Friedenshafen und dem Hafen von Margot fest; dieser Theil der französischen Besitzungen war damals am meisten bevölkert, und hat diesen Vorzug auch in den spätern Zeiten behauptet.

In dem Maaße, als die Kolonie gedieh, nahm auch die Erbitterung der Spanier zu, und mit dieser Erbitterung wuchsen auch auf Seiten des Feindes die Kräfte des Widerstandes. Lange hatte er sich begnügt, sein Besitzthum zu vertheidigen; jetzt dünkte er sich stark genug zu größern Dingen. Im Jahre 1669 beschloß der französische Gouverneur, der nach der Eroberung der ganzen Insel trachtete, St. Jago, die zweite spanische Stadt zu nehmen; er beauftragte mit dieser Unternehmung Delisle, einen Anführer aus den Reihen der Flibustier, einen Mann von Muth und Erfahrung. Dieser setzte sich mit 500 Freiwilligen in Marsch, denen die Ausführung des überraschenden Schlages Ruhm, Gefahren und Beute versprach. Sie zogen nach ihrer Landung in Puerto-di-Plata wohlgeordnet gegen St. Jago, drangen glücklich durch die gefährlichen Engpässe, deren leichte Vertheidigung der Feind aus Furcht aufgegeben hatte, und gelangten bald darauf zu der von den Einwohnern verlassenen Stadt. Von diesem Punkte sandte Delisle ein-

zele Haufen in die Wälder, machte Gefangene, die bald darauf theuer ausgelöst wurden, und nach unermeßlichen Verwüstungen schlug er wieder den Weg nach Puerto-di-Plata ein, mit einem Gewinn von 25,000 Piastern, welche die Einwohner von St. Jago hatten zahlen müssen, um ihre Stadt vor den Flammen zu bewahren. Diese Summe wurde getheilt; jeder Soldat erhielt 100 Thaler.

Das folgende Jahr zeichneten weit wichtigere Vorfälle aus, an denen der Haß der Spanier keinen Theil hatte, uud die dennoch die Kolonie in die bedenklichste Lage versetzten.

Dogeron hatte beim Antritte seiner Verwaltung die Hoffnung begünstigt, daß die ihm unterworfenen Häfen den Fremden nicht verschlossen werden würden. Auf Befehl der französischen Regierung mußte er der obenerwähnten indischen Gesellschaft Vortheile einräumen, die endlich den Handel der Insel ausschließend in ihre Hände brachten. Das Glück machte dieselbe ungerecht; sie verkauften die Waaren um zwei Drittel theurer, als sie bisher bei den Holländern gegolten hatten. Dieses verderbliche Vorrecht empörte die kriegerisch gesinnten Kolonisten, in denen die Erinnerung ihrer frühern Freiheit und Kraft noch mächtig fortlebte; sie griffen zu den Waffen, und legten sie nur erst nach einem Jahre voller Unruhen nieder, unter der Bedingung, daß alle französische Schiffe die Freiheit haben sollten, mit ihnen zu handeln, wenn die Kompagnie fünf Procent beim Landen und Absegeln als Entschädigung erhielte. Dogeron, der diesen gütlichen Vergleich getroffen hatte, setzte sich in Besitz

zweier Schiffe; sie hatten zwar zum Scheine die Bestimmung, den Absatz seiner Producte in Europa zu vermitteln, dienten aber in der That mehr zum Besten der Kolonisten, als zu seinem eignen Gewinn. Für eine mäßige Fracht nahmen sie ohne Unterschied Privatgüter mit. Kamen sie aus Europa zurück, so ließ der edelmüthige Gouverneur die Ladung vor den Augen des Publicums ausstellen; jeder nahm, was er brauchte, nicht bloß für den ursprünglichen Kaufpreis, sondern auf Credit ohne Interessen, und selbst ohne schriftliche Gewährleistung. Dogeron wollte durch den Beweis eines solchen Zutrauens die Gemüther veredeln und erheben, indem er keine andere Bürgschaft als das bloße Wort annahm. Der Tod überraschte ihn in Paris am Ende des Jahrs 1675. Es war sein Lieblingsplan gewesen, die ganze Insel der französischen Herrschaft zu unterwerfen, die Gleichgültigkeit der Minister widerstand diesem entscheidenden Schritte, zu dem er sie noch in seinen letzten Augenblicken hatte bewegen wollen. Ungeachtet zahlloser Gelegenheiten, sich zu bereichern, ließ er als Erbschaft nichts zurück, als das Muster seiner weisen und menschenfreundlichen Verwaltung und schwer zu vollendenden Unternehmungen. Die beste Lobrede auf ihn bleibt die tiefe und allgemeine Trauer, welche sein Verlust in der Kolonie erregte.

Er hatte seinen Neffen Pouancey zum Nachfolger. Dieser war nicht so groß als Dogeron, sagt ein glaubwürdiger Geschichtschreiber, weil er mehr aus Nachahmungsgeist als aus Charakter in die Fußstapfen des Vorgängers trat. Die Menge, die

an der äußern Erscheinung hängt, faßte den tiefern Unterschied nicht und schenkte zu ihrem Glück dem neuen Gouverneur dasselbe Vertrauen, wie dem verstorbenen.

Als Ponancey die Verwaltung von St. Domingo übernahm, blühte die französische Niederlassung vorzüglich an der Bai von Samana; der größte Theil der Bevölkerung drängte sich dort zusammen. Der Gouverneur bemerkte, daß sie selbst leichten feindlichen Angriffen nicht widerstehen konnte; er versetzte deswegen die Bewohner derselben in die Ebene des Cap français, und von dieser Zeit war hier der Sitz der Regierung.

Nicht nur die Spanier strengten sich an, den Theil der Insel wieder zu erobern, den sie an die Franzosen verloren hatten, sondern auch die Empörungen der Neger wurden häufiger, und verwikkelten den Gouverneur mehrmals in große Gefahren. Padrejean, ein Schwarzer aus den spanischen Besitzungen, der von dort wegen eines Mordes entflohen war, gab zuerst als Rädelsführer das Zeichen zum Aufstande. Man hatte zuviel auf die Geduld und Sanftmuth der unglücklichen eingeschleppten Africaner gerechnet, die sich mit den übrigen Sklaven des Landes zusammenrotteten und weit umher Schrecken und Tod verbreiteten; sie verschanzten sich auf dem Berge Tarare mit Bäumen, und konnten nur durch Hülfe der stürmenden Flibustier überwunden werden. Die Liebe zur Freiheit und das Gefühl der erlittenen Mißhandlungen hatte sie zu den tollkühnsten Unternehmungen und zum hartnäckigsten Widerstande vermocht.

Wie es übrigens auch mit den Verdiensten Ponancey's stehen mag, er ließ die Colonie bei seinem Tode 1682 ungefähr in demselben Zustande zurück, in welchem er sie gefunden hatte, ohne daß man ihm besondere Lobeserhebungen oder Vorwürfe machen kann.

Erst nach Verlauf eines Jahres schickte die französische Regierung einen neuen Gouverneur ab; er hieß de Cussy und galt für einen Mann von ausgezeichneten Eigenschaften; dennoch konnten seine Talente in dem Geschäfte der Verwaltung den Verfall der Colonie nicht hemmen. Die aus Frankreich abgesandten Commissäre strengten sich vergeblich an, das Loos der Ansiedler zu verbessern; sie waren nur im Stande, einige Fesseln des Handels zu lüften. Die Knickerei der Minister war ein unübersteigliches Hinderniß, an dem die besten Absichten und Entwürfe scheiterten. In den spanischen Niederlassungen war das Elend noch größer, als in den französischen; die meisten, wo nicht alle spanischen Colonisten, trieben Seeräuberei und machten ganz vorzüglich auf die schlecht bemannten und ausgerüsteten spanischen Schiffe Jagd, weil sie am leichtesten zu nehmen waren.

Endlich schien das französische Ministerium 1689 sich über seine bisherige Apathie etwas erheben zu wollen; es fing an, die Eroberung von St. Domingo nach ihrem Werthe zu schätzen, und versah zu dem Ende de Cussy mit Verhaltungsmaßregeln. Dieser eben so tapfere als einsichtsvolle Mann setzte sich selbst an die Spitze von 8—900 Mann, unter denen viele Neger waren, und nach einigen Tage-

märschen drang er ohne Schwerdschlag in St. Jago ein, welches die Spanier bei der ersten Aufforderung mit ihrem Hausrath und den besten Habseligkeiten verlassen hatten, ohne viel mehr zurückzulassen, als vergiftete Getränke und Fleischspeisen, wie dieß der schnelle und gewaltsame Tod mehrerer französischen Soldaten bewies, die davon genossen hatten. Diese Abscheulichkeit entflammt den Unwillen der Sieger; sie schwören, die Stadt zu verbrennen, und nur mit Mühe erhält es Cussy von ihnen, daß die Kirchen und Klöster verschont werden. Dieses Unternehmen, das so glücklich angefangen hatte, zog im folgenden Jahre eine harte Wiedervergeltung herbei. Die aus St. Jago vertriebenen Spanier hatten sich vereinigt und richteten ihren Marsch auf Cap français. Cussy wollte einen Hinterhalt anlegen, aber gezwungen, besonders durch den unbesonnenen Widerspruch Franquesnay's, des Königslieutenants, trotz der unverhältnißmäßigen Truppenzahl im flachen Felde mit den fast dreitausend Mann starken Spaniern zu kämpfen, wird er geschlagen, verliert seine besten Offiziere, und bleibt selbst tödtlich verwundet auf dem Platze. Die Spanier hielten ihm eine furchtbare Leichenfeier, indem sie alles mit Feuer und Schwerd verwüsteten.

Auf die Nachricht von diesem Mißgeschick beeilte sich die französische Regierung sogleich, Cussy einen Nachfolger in der Person des Ducasse zu geben. Er kam am Ende des Jahres 1691 in St. Domingo an. Die französischen Besitzungen waren damals in einer mißlichen Lage; die Spanier sperr-

ten mit ihren zahlreichen Schiffen fast alle Häfen derselben, und zugleich trug ihre Landmacht, die wieder angriffsweise vordrang, jeden Tag irgend einen Vortheil über die französischen Waffen davon. Es gehörte viel Talent und Entschlossenheit dazu, um den anwachsenden Sturm zu beschwören, der gegen die Colonie losbrechen wollte; glücklicherweise war Ducasse der ihm anvertrauten Sendung gewachsen; er drängte den Feind im Innern der Insel zusammen, trieb die Schiffe desselben von den Küsten weg, und brachte die bewaffneten Boucanier, welche die schwierigen Umstände gegen die Franzosen benutzen wollten, zu ihrer Pflicht zurück.

Die Engländer, welche 1687 die Insel St. Christoph genommen hatten, glaubten, daß ihnen die Eroberung von St. Domingo nicht schwer fallen würde; allein zwei Jahre waren für das Genie des Ducasse genug gewesen, die Lage der Dinge völlig zu ändern. Er fühlte sich nicht nur stark genug, die Colonie gegen die vereinigten Anstrengungen der Spanier und Engländer zu vertheidigen, sondern er faßte auch noch den Plan, in Person die Engländer auf Jamaica anzugreifen. Das kühne Vorhaben wird 1694 ausgeführt. Die Franzosen landen auf Jamaica, plündern die dortige Colonie, und kehren mit einer reichen Beute an Indigo und andern kostbaren Producten zurück. Die Rache folgte den Glücklichen bald nach. Im Julius des folgenden Jahres drangen die vereinigten englischen und spanischen Eskadren, 24 Segel stark, mit 4000 Landungstruppen in die Bai von Mancenille ein,

wo sie noch eine Verstärkung von 2000 Mann aus der Stadt St. Domingo erhielten.

Den 29. Julius näherte sich die feindliche Flotte dem Cap und eroberte es unter Begünstigung eines großen Sturmes, der das Feuer der französischen Batterien löschte. Auch der Friedenshafen und die umliegenden Gegenden geriethen in die Gewalt des Feindes. Unter den Franzosen selbst gab es Verräther, welche die wichtigsten militairischen Punkte aufgaben, wenn man nicht annehmen will, daß Bestürzung und Verzweiflung sie zu feiger Unthätigkeit fortriß. Alles wurde eingeäschert. Die männlichen Gefangenen fielen den Engländern, die Weiber und Kinder den Spaniern zu, welche sie nach der Stadt St. Domingo schickten.

Ungeachtet dieser großen Vortheile trennten sich die Verbündeten einige Tage in Folge der Zwistigkeiten, die unter ihnen herrschten, und die bald darauf offen ausbrachen. Ducasse hatte es während des Kampfes weder an Muth noch Geschicklichkeit fehlen lassen; er erlag der Uebermacht und den Ränken; fast wäre er selbst den Siegern ausgeliefert worden, und zwar von denjenigen, die er geschworen hatte, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Und als ob die französischen Minister alle Besinnung und Urtheilskraft verloren hätten, so ertheilten sie ihm noch in demselben Jahre den Auftrag, Vorbereitungen für die Aufnahme der Colonisten von Saint-Croix zu treffen, welche diese Wohlthat der Gastfreundschaft durch ihre frühere Härte gegen die heimathlose Bevölkerung von St. Christophe schlecht verdient hatten. Der Krieg dauerte in den beiden folgenden Jahren fort, ohne zu einem bedeutenden Ergebniß zu führen, es blieb bei langsamen Unternehmungen und einigen Kanonenschüssen, welche die Schiffe gegen einander wechselten.

Ungeachtet der erlittenen schweren Unfälle dachte

Ducasse fortwährend an die gänzliche Eroberung der Insel St. Domingo. Die letzten Ereignisse zeigten ihm nur noch deutlicher die Nothwendigkeit eines vollständigen Besitzes; er lag deshalb dem Cabinet von Versailles mit wiederholten Vorstellungen dringend an, indem er vorstellte, daß die Nähe der feindlichen Besitzungen auf einer und derselben Insel das Gedeihen der französischen Colonie immerwährend und höchst gefährlich bedrohe, durch die Zuflucht und den Schutz, welchen die Unzufriedenen und insonderheit die flüchtigen Sklaven auf dem Gebiete der benachbarten Nebenbuhler fänden. Er wurde gleichgültig von Ministern überhört, die mehr auf die Sprache der Schmeichelei, als der Wahrheit achteten, ihren Eigensinn für Würde ausgeben wollten, und blind bei ihren Entscheidungen beharrten, mochten die offenbaren Folgen derselben auch noch so gefährlich sein. Endlich erhielt er von Frankreich die Nachricht, daß man ein größeres, weiter aussehendes Unternehmen beabsichtige und vorbereite. Der Oberanführer legte an der Spitze einer Eskadre von sieben Kriegsschiffen, einiger leichten Fahrzeuge und mit 2000 Mann Landungstruppen auf der Insel an, mit dem Befehl, alle zur Verfügung stehende Truppen zu versammeln. Die wenigen Flibustier, die auf der Insel noch übrig waren, stellten sich, der ergangenen Aufforderung gemäß, mit ihnen die dienstpflichtigen Bewohner; sie machten zusammen 1000 bis 1100 Mann aus, die auf der Eskadre des Pointis sogleich gegen Carthagena segelten, damals die blühendste Stadt der Spanier in Westindien. Auch diese Unternehmung, an welcher Ducasse persönlich Theil nahm, ging nicht von der französischen Regierung, sondern von Privatpersonen aus, die dazu Erlaubniß erhalten hatten. Den 15. April kam man vor Carthagena an, das in ziemlich gerader Richtung tief unter Jamaica liegt, und sogleich begann die Belagerung.

Der Widerstand war nicht sowohl anhaltend als muthig; nach funfzehn Tagen ergab sich Carthagena, auf Bedingungen, die bald darauf verletzt wurden, obwohl sie hart genug waren. Der unterzeichnete Vertrag überlieferte den Siegern alle vorhandenen Schätze des Königs von Spanien, alle Summen des Handelsstandes auf Rechnung europäischer Aufträge oder anderer amerikanischen Besitzungen, und die Hälfte von dem beweglichen Eigenthum der Einwohner; der französische Admiral verpflichtete sich, weder an die Klöster, noch an die Kirchen Hand anzulegen, die indessen später eben sowohl geplündert wurden, als die übrige Stadt.

Der Gesammtbetrag dieser schändlichen Erpressung ist nie genau bekannt geworden. Pointis gab ihn auf 8 bis 9 Millionen an; glaubwürdige Zeitgenossen schätzten ihn viel höher. Ludwig XIV. ließ das entwandte Kirchengut zurückgeben, die vertragswidrig beraubten Einwohner gingen leer aus.

Die Flibustier hatten nur einen geringen Theil von der unermeßlichen Beute bekommen. Die Eskadre kehrte mit ihrem Raube zurück. Anfänglich wollten die Flibustier über das Schiff des Admirals herfallen, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen, und schon rüsteten sie sich zum Angriffe, als einer von ihnen in seiner rohen Sprache ausrief: „Brüder, wir thun Unrecht, uns an diesen Hund zu halten; er führt nichts von dem Unsrigen mit sich; er hat unsern Antheil in Carthagena gelassen, dort müssen wir denselben suchen.“ Ein wildes Gelächter und allgemeiner Beifall gaben die Losung; alle Flibustier segelten gegen die Stadt zurück, die sie noch nicht aus dem Gesicht verloren hatten, unter gewaltigen Eidschwüren, nie wieder nach St. Domingo zurückzukehren.

Bei ihrer Landung hatten sich die erschrockenen Einwohner von Carthagena in die Hauptkirche eingeschlossen; die Flibustier setzten Schildwachen an den Thüren aus, und ein Abgeordneter richtete an

die zitternden Bürger folgende Rede: „Wir wissen wohl, daß ihr uns als Leute ohne Treue, ohne Religion, und mehr für Teufel als für Menschen anseht; die Beschimpfungen, deren ihr euch bei jeder Gelegenheit gegen uns bedient, beweisen uns laut eure Gesinnungen. Hier sind wir mit den Waffen in der Hand, und können uns rächen, sobald wir wollen, auch erwartet ihr ohne Zweifel die grausamste Rache; die Blässe eurer Gesichter zeigt es, und euer Gewissen muß euch sagen, daß ihr sie verdient.“

„Wir wollen euch eines Bessern belehren und euch darthun, daß die verhaßten Namen, mit denen ihr uns belegt, uns nicht gebühren, daß sie einzig gegen den General gelten, unter dessen Befehlen ihr uns habt kämpfen sehen. Wir sind von dem Treulosen betrogen worden; denn wiewohl er allein unserer Tapferkeit die Eroberung eurer Stadt verdankt, so hat er sich dennoch geweigert, mit uns nach der übernommenen Verbindlichkeit zu theilen, und dadurch setzt er uns in die Nothwendigkeit, euch einen zweiten Besuch zu machen.“

„Nur ungern sehen wir uns dazu gezwungen, und wir meinen, daß ihr unsere Mäßigung und Redlichkeit loben sollt. Wir bürgen mit unserm Wort dafür, daß wir uns zurückziehen werden, ohne die geringste Unordnung anzurichten, wenn ihr uns werdet fünf Millionen gezahlt haben; mehr verlangen wir nicht; aber wenn ihr auf einen so vernünftigen Vorschlag nicht hört, so giebt es kein Unheil, das euch nicht erwartet, und ihr könnt deswegen niemand anklagen, als euch selbst und den General Pointis, den ihr mit allen denkbaren Flüchen beladen möget.“

Ein Mönch bestieg die Canzel und ermahnte die Einwohner, das angedrohte Unglück abzuwenden, und sich von der Gegenwart der Flibustier durch Aufopferung alles dessen zu befreien, was ihnen noch an Gold, Silber und Kleinodien übrig ge-

blieben war. Er drang umsonst in sie; ihre Habsucht war stärker als seine Beredtsamkeit, und der Ertrag der Einsammlung, die auf seine Rede folgte, erreichte bei weitem die verlangte Summe nicht.

Jetzt gingen die Flibustier über jedes Maaß hinaus, sie verbreiteten sich in den Häusern, drangen in die Kirchen, öffneten die Gräber, folterten die Einwohner, kurz, sie erneuerten alle die Gräuel, die der französische Admiral begangen hatte.

Müde endlich so vieler Barbareien, die ihnen nicht sonderlich viel eingebracht hatten, nahmen sie ihre Zuflucht zur List; sie forderten die beiden reichsten Einwohner vor. Als diese sich zu ihnen begeben hatten, hörte man von außen einige Schüsse, und sogleich verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß diese Unglücklichen so eben erschossen worden wären, weil sie ihre verborgenen Schätze nicht hätten entdecken wollen, und daß gleiches Schicksal alle erwarte, die dasselbe Stillschweigen beobachten würden.

Diese Wendung der Dinge erschreckte diejenigen, welche die Beredtsamkeit des Mönchs nicht hatte bestimmen können. Noch an demselben Tage brachte man den Siegern über eine Million Piaster, und da diese nicht hoffen durften, mehr zu finden, so beruhigten sie sich und dachten an ihren Abzug; allein die vereinigten Eskadren der Engländer und Holländer begegneten ihnen auf dem hohen Meere; sie verloren einen Theil ihrer Fahrzeuge und Beute, und was gerettet wurde, erreichte in dem übelsten Zustande St. Domingo.

Während der Unternehmung gegen Carthagena versah der Graf du Boissy die Geschäfte eines Gouverneurs auf der Insel; er unterzog sich denselben mit eben so viel Eifer als Geschicklichkeit, und unterdrückte eine Empörung der Neger, zu welcher die Liebe und Hoffnung der Freiheit dieselbe ermuthigt hatte.

Der Zug gegen Carthagena bezeichnet ungefähr

die letzte Periode in der Geschichte der Flibustier, deren Untergang und Ausrottung offenbar im Plan der französischen Regierung lag, wie man aus den lebensgefährlichen Aufträgen sieht, zu welchen sie dieselben brauchte; sehr viele waren schon früher bei ähnlichen Verwendungen nach dem Südmeer umgekommen.

Die Lage der französischen Colonisten wurde auf St. Domingo mit jedem Tage beklagenswerther. Die Regierung schien sie völlig vergessen zu haben. Sie waren nicht weiter im Stande, den Spaniern den mindesten Widerstand zu leisten, und schon trafen diese Anstalten, die elenden Niederlassungen ihrer gesunkenen Nebenbuhler wegzunehmen, als die Nachricht von dem Ryßwicker Frieden auf St. Domingo ankam, und einen Strahl der Hoffnung in die Gemüther warf. Spanien trat, vermöge des abgeschlossenen Friedens, einen beträchtlichen Antheil von St. Domingo an Frankreich ab; allein die Drangsale, welche während so vieler Jahre auf den Colonisten gelastet, hatten auch die Zahl derselben sehr beträchtlich vermindert. Es war so weit gekommen, daß der südliche Antheil, einer der ausgedehntesten Besitzungen, kaum noch einige armselige Hütten enthielt, in welchen etwa gegen hundert Bewohner ihr trauriges, halb bewußtloses Leben hinschleppten.

Ende des ersten Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philippi, Karl Ferdinand,

Geschichte des Freistaats von Santo Domingo (Hayti)

Bd.: 1

Dresden (1826)

Am.a. 1842-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10253452-6